

1

Mein Vater, Klaus Boss (1884-1956), stammte aus Wald im Zürcher Oberland, wo sein Vater im Unterpunkt eine Schreiner- u. Glaserwerkstätte hatte. Seine Mutter war eine Bauerntochter aus dem in der Höhe gegen das Kibbi gelegenen Hof Salzberg.

Von 1899-1903 besuchte Vater das Seminar Küssnacht und wurde nach Abschluss sogleich als Lehrer nach Mettmenstetten im abgelegenen Knonaueramt abgeordnet, wo er 57 Jahre lang amtierte.

Schon im 2. Seminarjahr war sein Vater gestorben, und seine zwei Schwestern mussten in der Seidenweberei für den Unterhalt der Familie und die Ausbildung der zwei jüngeren Brüder sorgen. Zeit lebens gedachte er dankbar über Hilfe und des Verzichtes der jüngeren auf eine eigene Familie.

1907 verheiratete sich Vater mit Berta Furrer (1882-1959), einer Bauerntochter aus dem Oberdorf, wodurch er endgültig aus Dorf gebunden wurde, und bezog die ihm zustehende Lehrerwohnung im Schulhaus.

Früheste Jugenderinnerungen

Am 14. Januar 1908 kam ich, Kausli Hess,
im Schulhaus Nottmenseeten auf die Welt.

Im selben Jahr zerstörte ein schweres Erdbeben
die Stadt Messina und forderte 84 000 Men-
schenleben. Auch bei uns erzitterten die Hän-
del, und Mäurine fielen von Dächern, sodass
meine Eltern mich in die Bettdecke hüllten
und uns festhingen.

In meiner ersten eigenen Erinnerung sehe ich
das Luftschiff „Graf Zeppelin“, das ich auf Mut-
ters Arm zum halbrunden Dachfenster hin-
aus wie eine grosse Zigarre am Horizont
dahingleiten sah, erfährt von der Erregung
der Erwachsenen über das neue Weltwunder.

Elektrische Beleuchtung erregt das Petrollicht im Dorf.
Noch erinnere ich mich an das Bild, wie mein
Vater im Schein der Petrolampe mit dem
grünen Lampenschirm Schülerlekte korrigierte.
Als Einziger soll ich mich einmal an der
Tischdecke aufgezogen haben und, für einen
Augenblick unbeaufsichtigt, zum grossen
Schrecken meine Eltern die brennende Lampe
auf den Boden gerissen haben, wo sie glück-
licherweise auslöschte, ohne einen Brand zu
verursachen.

Besondere ^{erweckte} Bewunderung in mir lange das
Flügelbüchlein, das sich unverwandt über dem
Glaszylinder drehte und die aufsteigende Luft
verfehlte zur Schonung der weissen Leinwand-
decke. Das Reizspiel habe ich mit dem zum
ersten Mal meine kleinen Finger verkannt!

Wenn ich am Mutter's Koud in der Abenddämmerung in der Lammhütte Milch holen ging, begegneten wir oft dem Lampenanzünder, der mit einer auf einem Stecken befestigten Kerze die an der Dorfstrasse stehenden Petrolaternen anzündete. Täglich sahen wir ihn manchmal mit einem Leiterchen von Lampe zu Lampe gehen, das Glas putzen, Petrol nachgiessen und den Docht nachstellen.

Um 1911 wurden dem Dorfbach entlang Holzstangen gestellt, Montrose kletterten mit Griffseilen an den Füssen wie Heikäfer darauf hinauf und befestigten an weisse Isolatoren leuchtende Kupferdrähte. Mit gewissem Eifer sammelten wir unten die blanken Abfälle von Kupferdrähtchen wie Goldschätze.

Dann wurde der Dorfbach in weite Röhren verlegt, zugedeckt und als Trottoir mit einem glatten schwarzen Asphaltbelag versehen. Sah das, begrenzt von neuen grauen Granitrandsteinen, vornehm aus! Die Strasse selber blieb noch viele Jahre im Sommer voll Staub und im Winter und bei sommerlichen Gewitterregen voll Dreckeis - aber beides war herrlich für uns Barfüsserleben. Nur im Herbst und Winter klebte der Schlamm arg an unseren ^{Schuhen}, die wir früh selber putzen mussten.

4

Im Jahr 1912 bewegte der Untergang der "Titanic" die Erwachsenen für lange Zeit. Das damals grösste und stolzeste und für unsinkbar geltende Schiff lief auf seiner Jungfernfahrt um das "blaue Band" auf einem Eisberg auf und versank im atlantischen Ozean mit über 1000 Passagieren der obersten Gesellschaften Europas und Amerikas. "Näher mein Gott zu Mir", soll die Schiffskapelle in den letzten Minuten gespielt haben.

Dass in jenem Jahr 1912 Kaiser Wilhelm II die Schweiz besuchte und an den "Kaisermanövern" in der Ostschweiz dabei war, gelangte noch nicht zu unserer Kenntnis, und auch vielen erwachsenen Eidgenossen mag es noch nicht klar gewesen sein, dass der deutsche Monarch mit seinem Stab damals die Kampfkräfte unserer Armeen musterte und in die Pläne einbezog, die für den Kriegsfall erstellt wurden, der, für Deutschland zu früh, schon 1914 durch die Schüsse von Sarajewo eintreten sollte.

Ich lebte glücklich in meiner kleinen Dorfwelt. Mit einem Kufeisen, an einer Schnur angebunden, kramte ich mit einem gleichaltrigen Spielgefährten vom Oberdorf ins Unterdorf, von Brunnen zu Brunnen, wo wir von jeder Höhe tranken und begutachteten, wo das beste Wasser fliessen. Dazwischen standen wir in der Dorfschmiede, schauten zu, wie die Kohlen aufglühten, wenn der Schmied den grossen Blasebalg zog, hörten dem hellen Klang der

der Kämmerer auf dem Ambos zu und schreckten zurück, wenn das geschmiedete, noch rotglühende Eisen zum Härten ins kalte, aufzischende Wasser getaucht wurde. Und erst wenn einem Pferd ein Eisen angepasst wurde und ein blauer Rauch von verbranntem Koth in unsere Nasen stieg, machten wir uns davon aus dem Gestank und suchten den Sattel und Polster auf, der seinen Werkplatz im Schatten vor dem Haus eingerichtet hatte und goldene Nägel in die Polstermöbel hämmerte, oder schauten einem Bauern zu, der hinterm Schopf seine Sensen dengelte.

Ganz vertraut war ich auch bei Schuhmacher Käberling, dessen Sohn Lehrer und später Statthalter in Affoltern war und sein Grossvater Notar. Wenn er in der Dämmerung vor seinem niedrigen Werkstisch auf dem Schemel sass und auf seinem Lederschuh, zwischen die Knie geklemmt, einen Schuh besohlte, durfte ich ihm aus einem Fächlein die kleinen Holznägel reichen, die er in die mit der Aale vorgestochenen Löcher schlug. Besonders aber bestaunte ich die Glasugel, die, vor der Petroleumlampe aufgehängt, einen hellen Strahl auf die Arbeitsstelle warf. Er erklärte mir auch, wie man mit zwei Lagen Leder näht mit pestverstärktem Leinenfaden von diesem Pech, das sich so wunderbar klebrig kneten lässt, durfte ich kleine Stücklein heimgenehmen, mit denen ich Nusschalen-Frösche bastelte, die an Winterabenden so spannend über dem Familientisch krippen.

Eine halbe Nusschale wurde mit Bindfaden umwickelt, mit einem halben Zündhölzchen gespannt, das an ein Klümpchen Pech geklebt wurde. Nach einer gespannten Weile löste sich das Hölzchen und schnellte die Nusschale weg.

Später hat dann ein Heckenpferd, aus Kistenholz ausgesägt und bemalt, als ständiger Begleiter an Stelle des Kupfersens und dann ein Eisenreifen, ohne den ich jahrelang nicht posten gehen konnte - es geht viel schneller, meinte ich zu Mutter.

Jede Kunstüre war uns bekannt, in jeden Gang hinein haben wir geschmuppert und seinen besonders Geruch von Menschen und Tieren, Stall und Küche wahrgenommen. Ein besonders widriger Geruch erfüllte ein Haus in Oberdorf, dessen Gang und Küche zu ebener Erde noch aus festgestampftem Lehm bestand. Frau Buhler, eine grame, liebe Frau besuchte die Schulzimmer und ihre Mann arbeitete im Wald. Einer ihrer Söhne war ein Kaufmann in Mailand und ein anderer Lehrer in Zürich.

Eine nützliche Beschäftigung für uns Buben war das Sammeln von Reissbollen. Täglich suchten wir bei trockenem Wetter mit einem Carrelli und einer Schaufel die Dorfstrasse ab nach den braunen Kugeln und führten sie in unsere Gärten. Holz habe ich manches Mal für meinen Fleiss und Lifer bekommen!

Noch immer fuhr die zweispännige Postkutsche wohl drei Mal im Tag von Hausen u. Pifferswil nach der Bahnhstation Aethmenstetten u. zurück, dortabwärts im Sommer eine weisse Staubwolke hinter sich. Oft schickte mich Vater mit einer Postkarte, die er nach dem Essen geschrieben hatte, um 14 1/2 Uhr an die Strasse, um sie während der Fahrt in den am gelben Postwagen angebrachten Briefkasten zu werfen.

Das erste Auto, ein Wunder für uns, war ein sanft summendes, leises Elektromobil, das wir mit unseren Bubenbeinen leicht überholen konnten, besonders dortaufwärts. Das offene Gefährt mit zwei Plätzen auf Vollgummireifen wurde mit einem Hebelarm gelenkt, von der Tachter, des Seidenfabrikanten züster in Hausen, einem eleganten Fräulein mit Handschuhen und einem mit Seidenband umbundenen Hut.

Der Dorfarzt Dr. Walther hatte seine Besuche auf abgelegene Löss und in die benachbarten Dörfer ursprünglich mit einem Einspänner-Chaisi mit Verdeck gemacht. Im Dorf benützte er ein englisches Velo, an dessen Lenkstange er sein braunes Instrumentenwäpferchen gehängt hatte. Um 1913 ersetzte er sein Pferdgespann durch ein Auto, ein damals zum ersten Mal in Serie hergestelltes Fordmodell, das betribunte "Lizzie", mit dem das Auto seinen Siegeszug antrat.



1908
FORD Lizzie

Noch musste der Arzt nach jedem Krankenbesuch mit einem Hebel und einem kräftigen Ruck den Motor von Hand andrehen. 1914 durfte ich auf einem Sonntagsausflug für den ausgedampften Kihler im Dorf eine Kanne Wasser holen und dafür zum ersten Mal in einem Auto zurückfahren: Was das ein königliches Gefühl!

Primarschulzeit 1914 - 1920

1. Klasse in der Waldschule

Nachdem ich so manches Jahr schon Schüler in "unser Schulhaus" hatte ein- und ausgehen gesehen, die Pausen unter ihnen verbracht und dazwischen oft im Gang an der Tür gelauert hatte, wenn drinnen gerechnet oder gesungen wurde, kam nun der ersuchte Frühling, da ich selber in die Schule gehen durfte. Zu Weihnachten hatte ich einen schönen, grossen Schultornister mit einem Deckel aus Sechsendofell (der mir während 9 vollen Schuljahren diente) samt Schiefertafel, Lehrsammbüchle und Federschachtel erhalten und durfte auf das grosse Weigmis hin bereits Kosen tragen anstelle meines bisherigen grünen Sammetröckleins mit dem Lächlergerüst. Auch meine blonden Locken, die ich bis dahin so unschmeichelnd getragen hatte, mussten zum Bedauern meiner Mutter einem kalten Bubenhaarschnitt weichen.

Da die bisherigen zwei Schulzimmer für je 60-70 Schüler nicht mehr ausreichten und die Errichtung einer 3. Lehrstelle notwendig geworden war, wurde auf den Sommer 1914 ein Schulhaus-Umbau geplant, der nebst der Erweiterung auch den Einbau einer Zentralheizung anstelle der alten, schwarzen Eisenöfen und eine W-C Wasserspülung vorsah.

Die zwei Lehrerwohnungen mussten geräumt werden und ergaben grad den Raum für zwei neue Schulzimmer. In der 4. Klasse sass ich in meiner Schulbank auf der selben Stelle, auf der mein Kinderbettchen gestanden hatte, und wenn ich den heissen Sommerhochmirkeln barfüssig den neuen roten Holzgermentboden streichelte, so war mir so sinnlich wohl gemutet, wie wohl in meinem ersten Linnen an diese Stelle.

Der Umgang in unser neues klein war nicht weit. Die Gemeinde hatte die an den Schulhausplatz anstossende Liegenschaft, ein behäbiges Haus mit zwei grossen FünfrZimmerwohnungen mit je drei Windenzimmern und grossen Kellern samt Garten und Wiesland für 25000.- Fr. (!) vom ehemaligen Seidenfabrikanten Siegfried erworben können. Hier fühlten wir uns sofort daheim, und der Spielplatz für mich und und meine kleine 1911 geborene Schwester Gretli blieb da gleiche für die nächsten Jahre. Von unserer Stube aus sahen wir über die dunkeln Dächer der Bauernhäuser we.7 hin- ein in die Berge zwischen Rigi und Pilatus bis in die leuchtenden Berneralpen.

Nur mein erster Schulweg war weiter als jeder spätere. Für die Zeit des Schulhaus-Umbaus wurde der Unterricht bis zum Herbst ins Waldhaus droben auf dem Hornberg verlegt. So mussten auch schon wir Kleinen Erstklässler den Regen entlang und dann weiter am Weiher vorbei zum "Paradies" steigen und durch den Wald bis zum neuen Forsthaus, das wir sonst nur auf Sonntagsausflügen erreichten.

Ausbruch des 1. Weltkrieges 1. August 1914
Im Juni war in Serajewo in Serbien der österreichische Thronfolger ermordet worden, und jedermann redete von Krieg, ohne ihn möglich zu halten oder gar daran zu glauben in Anbetracht der militärischen Bündnisse und der Verpflichtungen der europäischen Staaten und ihrer Monarchen. Soel dann erklärte Österreich (Franz Joseph) Serbien den Krieg, Russland (zar Nikolaus II) den Österreichern, und Deutschland (Wilhelm II) den Russen, und die Entente Cordiale (Frankreich + England) den Mittelmächten (Deutschland - Österreich).

Am 1. August wurde die Schweizer Armee mobilisiert zur Sicherung unserer Landesgrenzen, und die Höheren fuhren an jenem Abend waren nicht mehr nur Erinnerung an vergangene Zeiten der Eidgenossenschaft, sondern Mahnzeichen grosser Gefahr.

In der Morgenfrühe des 2. August schritt Vater in Uniform, Gewehr, Tornister und schweren Schuhen übers Kies den Gartenweg hinunter, was mich mit einem gewissen Stolz erfüllte. Meine Mutter hatte mich auf den Sims des Stubenfensters gestellt zum Abschiedswinken und winkte selber Vater nach, und ich begreife nicht, dass sie dabei weinte und ihre Augen wischte. Erst später wurde mir ihre Lage klar.

Am 25. September gebar meine Mutter zwei Zwillingsbrüder, Fritz und Max, und hatte nun unter erster Mithilfe ihrer Schwester Emma, die aus England heimgewandert kam, für 4 Kinder zu sorgen. Vater, der als Soldat an der Grenze von Tura stand, bekam in Anbetracht der Kriegslage keinen Kurzurlaub und konnte seine zwei Buben erstmals zu Weihnachten sehen!

In illustrierten Heften (Land und Meer) (Gartenlaube), die wir wöchentlich für die Lesemappen der Lesegesellschaft, die Vater besorgte und im Umlauf hielt, verfolgte ich eifrig das Kriegsgeschehen aus deutscher Sicht (!) und bestaunte die versinkenden Schiffe, die bombenwerfenden Zeppeline und vorwärtsstürmenden, kämpfenden deutschen Soldaten mit ihrem Pickelhauben, die in unserem Knabenurteil viel stärker waren als die zurückweichenden Franzosen in ihren roten Rosen.

Nach den Herbstferien konnte das notdürftig fertiggestellte Schulhaus bezogen werden. Die Mütter, fast alles Italiener, waren zum Kriegsdienst heimberufen worden, und auch von den Handwerklern im Dorf war nur noch die ältere Generation zu Hause, und viele Materiallieferungen waren ausgeblieben.

Doch empfing nun unser Unterrichtslehrer Herr Ganz seine 1.-3. Klassen (ca 60 Schüler) im neuen Schulhaus. In die vorderste Doppelbank mussten drei Buben sitzen: der Karl Hess, der Ernst Weiss und der Richard Weiss (die später als Sekundarlehrer, Pfarver, Prof. für Volkskunde in Zürich antreten)

Auf Horton-Bildtafeln, die aus einer Wandkiste vor uns an die Wandtafel gestellt wurden, lernten wir das i J vom Igel, das e E vom Elefanten, das t T von Thut und Thor (damals noch mit th gedruckt) lesen und schreiben. Jetzt sei das abgeschafft worden und th werde nur noch gesprochen (Dudenkonferenz 1908), was wir als Fortschritt begrüßten.

Eifrig übten wir das Gelernte auf unseren Schiefertafeln mit unseren dünnen Griffeln, die wir jede Pause auf dem Sandsteinmännchen neben dem Schulplatz nachspitzten. Wenn unser Tafel voll war, zeigten wir sie dem Lehrer, der mit einem Hob uns erlaubte, mit Schwamm und Kappen das Werk auszuwischen und die Wörter oder Zahlen nochmals zu schreiben oder etwas zu zeichnen.

In einer tiefen Fensterbank vorn beim Kasten stand ein Terrarium mit Pflanzen und einem Teichlein, in dem zwischen Wasserhaut zwei Frösche haustern, die wir vor Schulbeginn am Mittag mit Fliegen fütterten, die wir dahlum am Fenster eingefangen hatten. Manchmal stieg ein Frosch ein Leierschellenschilder empot, was gutes Wetter versprach, was wir dem Lehrer sofort melden durften. Es kam auch vor, dass ein Frosch mitten im Unterricht laut quackte. Wenn ein Zweitklässler beim Einmaleins die schwere Rechnung 7×8 nicht gleich wusste, warteten wir immer gespannt, ob der Frosch quackte oder ob ein gewisser Drittklässler, dem das Vorrecht zustand, zuerst $7 \times 8 = 56$ rufe.

Die vier neuen Schalenlampen, die die zwei alten Deckellampen ersetzt hatten und das Zimmer "hell" erleuchteten, wurden von unserem Lehrer aus Sparsamkeitsgründen nur selten einmal eingeschaltet. Dafür erzählte er den 2. und 3. Klässlern an dunklen Wintermorgen in langen Fortsetzungen eine halbe Stunde lang den Robinson, dessen Text auf einer Leintafel aufgezeichnet war. Um auch an diesem Zauber teilzuhaben, kamen manche Erstklässler schon vor 9 Uhr an die Zimmertür und bettelten um Einlass mit dem Versprechen, ganz fertig zu sein.

Der Winter 1914/15 war sehr kalt und der Boden "stein- und beingeforen". Wenn wir Kinder abends im Lampenschein mit Mutter am Familientisch saßen und Davino oder

14

Eile mit Weile" spielten, kletterten oft die
Fensterbänke vom Kanariendorn des
Schlachten um Verdun, und wir dachten an
Vater, der damals im Beurlaubt im Jura an
der Grenze stand. Dann gingen wir ins Bett
mit unseren warmen Heinsäckchen aus dem
Ofenrohr und schliefen nach unserem Nacht-
gebeten friedlich ein.

Später war dann Vater lange im Tessin im
Militärdienst. Im wöchentlichen Wäsche-
Postsäcklein schickte er einmal, in Wollsocken
eingewickelt, stechelige Matten und erzähl-
te in seinem Brief, wie sie Soldaten abends
am Kaminfeuer von Tessinerfamilien saßen
und Geschichten brieten. Noch Jahre später hat
er gelegentlich einer alten Frau, bei der er be-
sonders gut aufgehoben war, einen italieni-
schen Brief geschrieben.

Wenn Vaters Einheit für einige Monate ab-
gelöst wurde und er auf Walden kam, wurde
er am Bahnhof von Schülern mit Gesang
empfangen und das Dorf hinauf heim-
begleitet bis an die mit Fleu und Papier-
rosen geschmückte Kasse! Walden!
Vater am 1. Januar 1884 (400 Jahre vor
Zwingli) 07 Uhr geboren wurde, kostete ihn fast
ein volles Jahr mehr Grenzdienst, als wenn er
zwei Stunden früher zur Welt gekommen wäre,
hat er uns mehrmals erzählt.

Unser Unterricht dauerte von 8-11 Uhr und von 1-3 Uhr mit einer wetterabhängigen bis halbstündigen Morgenpause, die schönste Zeit des ganzen Tages. Um 11 Uhr und um 3 Uhr läutete die Vesperglocke den Bauern zum Vespern und uns Schülern zur Freiheit, und unruhig rutschten wir auf unseren Bänken herum, wenn der Lehrer allgütige nicht "Einpacker" gebot und nur noch schwäzete, "Faule und Puschler zum Nachsitzen" zurückhielt.

Spiel
Längeweile konnten wir Kinder kaum. Auf dem Schulhausplatz waren immer Spielkameraden zu treffen, und Pech, Basten und Stummelchen waren unsere täglichen Turngeräte. Mit besonderer Leidenschaft betrieben wir jedes Jahr erneut das Marmelspiel (Spicken). Wenn die Frühlingslüfte die Erde auflockerten, zeichneten wir in den noch feuchten Boden Kreise und setzten unsere Marmeln (Kleber) hinein, auf die wir von einem Strich aus mit schillenden Glaskugeln zielten und stolz die getroffenen Kugeln einheimsten in ein besonderes Säcklein, das wir wie einen Schatz in unserer Hosentaschen hüteten und allabendlich einer Bestandsaufnahme unterzogen.

Im Frühling mochten wir auch kaum warten, bis wir wieder barfuß laufen durften. Wie schön war es, am heißen Sommertagen mit bloßen Füßen das Frostbett des Schulbankes zu streicheln oder durch den Staub der Dorfstrasse zu waten, der nach einem Gewitter

zu einem feinen Schlamm wurde, der so herrlich durch die Zehen quoll!

Im Winter trugen wir Holzschuhe, welche die Füße so warm hielten, im Gegensatz zu den dünnen Ledersohlen der Sonntagschuhe, und zudem waren sie viel billiger. Das Leder hatte in den Kriegsjahren horrenden Preise.

"Lehrertis"

In der 4./6. Klasse verwandelte ich oft unsere Gartenlaube in eine Schule. Im Kitzraum des Schulhauses hatte ich ausgedehnte Les- und Rechnungsbüchlein aufgestöbert und heimlich gewaschen, je zwei von jeder Klasse. Diese verteilte ich meinen Schwestern und Kameradinnen aus der Nachbarschaft, die als Schüler vor mir saßen und mit denen ich meine ersten Lektionen hielt.

Im Streuwied.

Aus trockenen, warmen Frühlingstagen zog uns das Streuwied magisch an. Da gurgelten kleine Bächlein, an denen die ersten Schlüsselblumen blühten, durch die kahlen, braunen Torfböden, die sich mit Eifer stauen, umleiten und in kleine Seen ausweiten ließen, auf denen unsere kleinen Schifflein aus Baumrinde schwimmen konnten. Wie flogen die beglückenden Stunden des Bauens und Planens dahin!

Dann schlug einmal ein Kamerad vor, in der verlassenen Kiesgrube am Waldrand aus Tannästen eine Hütte zu bauen und darin auf einem Feuer Würste zu braten, die er mitbringen wolle. Als diese in Qualm und

Rauch verzehrt waren und noch ein grosses Brot übrig geblieben war, ^{beschlossen wir} auf einem weiteren Raubzug dahin im Haus des Bauernhauses einen Schinken zu holen, den wir aber, da wir in der Hitze das Brot aufgegeben hatten, nicht mehr mochten und beschlossen, ihn nach Indianerart an der Decke unserer Hütte aufzuhängen, um am nächsten freien Nachmittag das Fest zu wiederholen. Zu unserer grossen Enttäuschung war dann aber der Schinken verschwunden — ein Fuchs hatte wohl den Duft gerochen, und es blieb uns nur das mitgetragene trockene Stück Brot zum Zwiern. Welcher Wert dahingegangen war, war uns damals noch nicht klar!

Soldatenspiel

gelegentlich waren Soldaten auch im Dorf einquartiert, und in Zeitbildern sahen wir unsere Väter in der Gasse. Im Spiel schickten wir ihr Treiben nach und trafen uns an freien Nachmittagen im Ried zu militärischen Übungen. Da standen wir Reihen in Reih und Glied, und jedem wurde vom Hauptmann seine Ausrüstung ein militärischer Grad zugeteilt. Unter dem Aufgebot wurden bleiben zum Schluss nur noch 2 Soldaten, Ernst Weiss und ich als die jüngsten. Zum Trost sagte der Hauptmann, Soldaten seien auch wichtig im Krieg! Mit einem Holzgräbel, an einer Sehne um den Bauch gebunden, durften wir den Kanonieren beistehen, die einen imponierenden Kriegslärm erzeugen konnten. In Blechbüchsen verschiedener Grösse wurde ein Stück Kastid gelegt, das man

damals noch für Veldlampen brauchbar, mit Wasser oder mit viel Spruche befeuchtet und verschlossen. Nach einer gespannten Weile wurde das entstandene Gas durch ein Loch im Büchsenboden gezündet, und mit grossem Knall flog der Deckel in weitem Bogen davon, und die kleinen Soldaten durften ihn zurückholen.

Am Regensamstag trieben wir uns mit grösseren Knaben des Dorfes unter breiten Scheumendächern und auf Kurböden herum. Beliebt war "Verbannis", ein Verbergenspiel in das mehrere Scheunen und Schöpfe einbezogen wurden. Oft versteckte man sich auf dem obersten Kurbstich und rief durch die Rücken aufgehobener Ziegel den Suchenden das Rufwort "Verbannis" zu und warnte sie oft eine Stunde lang durch wechselndes Verstecken.

Für den Familienspaziergang am schönen Samstagnachmittag (mit dem Kinderwagen, später ohne), standen vier Ziele zur Wahl: Grasholz oder Knauau, Oberholz oder Unterholz, wobei wir eindeutig das Oberholz bevorzugten. Dort kamen wir am Waldhaus vorbei, in dem ich meine erste Schulzeit verbracht hatte, und dann kehrten wir im "Paradies" ein, wo wir auf der Terrasse oder Veranda einen Sirup bekommen mit einer braunen "Bärenzahn" und um ein Znemedibetteln, denn wir in das elektrische Klavier im Saal setzen durften, worauf von einer gestanzten Papierralle überlagert herrliche Melodien mit Flötenspiel erklangen.

Unser Haus

Das 1914 bezogene Lehrerhaus, „Unser Haus“, lag, dem Schulhaus etwas vorgelagert, leicht an Höhe erhöht über dem Unterdorf, und von den grossen Stuben und vom Balkon aus hatte man über die dunkeln Giebeldächer der Bauernhöuse und Scherren hinweg einen weiten Rundblick von den Glarner- zu den Urneralpen. Die Berneralpen mit Turgau, Nänch und Tigez waren eingerahmt von Rigi und Pilatus, zu deren Füssen sich hinter den grünen Wäldern der Jungssee ausbreitete. In klaren Sommernächten leuchtete oft ein kräftiger Scheinwerferstrahl vom Hausklotz hell an unsere Hauswand. Durch das Gartfenster sahen wir über das Reusstal hinweg an den langgestreckten Lindenbergr, hinter dessen Grat im Laufe des wachsenden Jahres zwischen Sins und Muri immer mehr westlich unterging, oft als glutrote Kugel hinter der feinen Silhouette von fernem Tannenwipfeln.

Rund um das Haus lag eine Wiese, auf der bis das Gras für unsere Kühe mähten und im Sommer eigenes Heu ernteten und im Herbst von einigen Bäumen Birnen und Äpfel. Am weiteststehenden Ast des Apfelbaums hatte uns Vater ein „Reitseil“ aufgehängt, auf dem wir in jeder freien Minute ein paar mal schaukelten.

Südlich vom Haus war eine grosse Gartenanlage mit 4 je 10 grossen, von Buchsständen und Kiesweglein getrennten Gartenbeeten, die uns alle für die Küche benötigten Gemüse lieferten: Salat, Kohls, Blumenkohl u. Rosenkohl im Winter.

Erdbeeren und Johannisbeeren an Sämnchen in jeder Ecke der Gartenbeete lieferten die Früchte für unsere Confitüre, die Mutter alle selbst eintrachte, besonders viel zur Kirchengzeit.

Gegen den besten Eingang zu gaben drei Rosenbeete mit Hochstämmchen, die jeden Winter niedergelegt und mit Tannästen bedeckt wurden, dem ganzen einen Abglanz eine französischen Gartenanlage. Das Kies musste jedes Herbst zu Haufen zusammengereicht und im Frühling wieder verteilt werden, und der Buchs geschneit.

Au der südlichen Kaustwand entlang standen Holztribel mit Oleandersträucher und ein Feigenbaum, die vor Winter im Koch mit zwei Stangen wie eine Sänfte in den grossen Keller getragen werden mussten.

Darzwischen stand das Bänkchen, das frühen sonnigen Märgentagen und an kühlen Sommerabenden zum zusammensitzen und Plaudern einlud, und im Brombeerenwachsenen Gartenhäuschen an der fernsten Ecke des Gartens betrachteten wir Kinder die warmen Sonnentage zuhause.

Eine grosse, doppelte Sandsteintreppe führte hinauf zur schönen, eichenen Kaustüt. Jeden Samstag musste die Treppe mit Sand und Seife sauber gefegt werden und bildete ein unheilvolles Ärgernis für unsere Mutter und Frau ganz im Ober Stock, welche diese Arbeit abwechselnd übernehmen mussten. Trotz ständiger Ermahnung, die Schritte sauber zu putzen, haben aber natürlich wir Kinder nicht

zur Verschmutzung beigetragen als das alte
Shepard über uns!

Westlich vom Haus plätscherte, von Blumen-
beeten umgeben und auf einem Kunststei-
n gepflasterten Weg erreichbar, ein Brunnen,
aus einer eigenen Quelle unten im Niederfeld,
an dem wir an heißen Sommertagen unser
kühles Tischgetränk holten, abends unsere
staubigen Füße kühlen, und dessen Strahl
meine ersten Wasserrädchen trieb.

Wie vertraulich sein Plätschern im Mond-
schein von lautlosen Sommerächeln tönte,
nur von Grillengezipf unterbrochen, hörte
ich erst später, als ich schon an der Universität
war und Catossa gelesen hatte.

Der alte Brunnen

Lösch aus dein Licht und schlaf! Das immerwache
Geplätscher nur vom alten Brunnen tönt.
Wer aber fast war unter meinem Dach,
hat sich stets bald an diesen Ton gewöhnt.
Zwei kann es einmal sein, wenn du schon mitten
Im Traume bist, dass Unruh geht ums Haus,
Der Hies beim Brunnen knirscht von harten Tritten,
Das helle Plätschern seht auf einmal aus,
Und du erwachst, dann mußt du nicht erschrecken!
Die Kerne stehn unzähl'g überm Land,
Und nur ein Wanderer hat aus Metmorbecken,
Der schöpft' vom Brunnen mit der hohlen Hand.
Er geht gleich weiter, und es rauscht wie immer.
Offne dich, du bleibst nicht einsam hier.
Viel Wanderer gehen fern im Sternensdummer,
Und manche noch ist auf dem Weg zu dir.

Unsere grosse Kube hatte einen kunstvoll
verlegten Parkettboden aus hellen und dunkeln
Hölzern, den wir bewunderten und erwünschten,
da er sehr empfindlich war selbst auf unsere
Kunstfinger. Jeden Samstag wurde er mit Stoll-
wolle geschneit, eingewischt und mit einem
Blecher von Hand auf hochglanz poliert auf
den Sonntag hin. Nur unter dem Esszimmertisch
war er mit einem Linoleum abgedeckt, und
nur dort sollten wir spielen. Petseteppiche
waren uns noch unbekannt!

Neben dem Stubeneingang stand ein schöner
weisser Heizer Kachelofen, der vom Gang her
geheizt werden musste und von einem durch-
gehenden Ofenrohr durchbrochen war, das
von zwei glänzenden Messingtürchen abgehal-
ten war. Diese mussten wir Kinder jeden Sam-
stag mit Ligolin spiegelblank polieren mus-
sen zusammen mit dem "Mäsch", das unsere
Hochherz, die Chauscht, verzierte, deren blaue
Teile wir auch regelmäßig schmirgeln und
polieren mussten.

In jenem Ofenrohr, durch das wir einander
telefonierten lagen im Winter die Heinsäcke,
mit Hirschensteinen gefüllte Säcke aus Drilich,
die wir vor dem Schlafen gehen in unsere Bet-
ten legten, um die feuchtkalten Leintücher
zu erwärmen, denn die Schlafzimmer waren
ungeheizt und deren Fenster im kalten Win-
ter oft wochenlang mit dicken Eisblumen
bedeckt. Wie wönig war es, ins vorgeräumte
Bett zu liegen, einen warmen Heinsack auf dem
Bauch oder zwischen den Beinen und wollig einzuschlafen!

Im jenem Ofenrohr stand auch das Nachkessen an der Wärme für den Vater, wenn er verspätet heimkam und später Milch und Kaffee für mich, wenn ich erst im letzten Zug von der Uni heimkam.

Geheizt wurde der Ofen mit Stauden, die täglich auf der Wende oben geholt werden mussten, und mit einem Petrolanzünder entflammt wurden. Wenn dann die Glut mit einer Ofenkrücke zurückgeschoben war, schob Mutter oft zwei Kuchen in Springformen oder einen Braten zum Schmoren hinein. Die 150 Stauden brachte jedes Frühlings ein Bauer aus dem Wald zum damaligen Preis von 70-80 Rappen. Es war immer ein Freudenfest, wenn wir diese "Welle" an einem Seil über eine Rolle zuerst im Hausgiebel hinaufziehen durften, wo sie Vater in Impfung nahm und aufschichtete. Einmal, erinnere ich mich, tief dabei ein Guggu zum ersten Mal, und Vater rief mir zu "Hast du Geld in der Tasche?" und erklärte mir auf mein Vorstöhnen hin den Sinn dieses Volksglaubens. Ich war ganz beglückt über den Spass meines Vaters, der mit sonst immer nur ernst und gestrenge erschien.

Dabei im Kochgeßel richtete ich mir auch

meine erste kleine Werkbank ein mit Kammerzange und Feile. Der Windraum blieb Paradies für mich mein Leben lang!

Unsere grosse Küche war ^{auch} werktägliches Esszimmer, morgendlicher Waschraum am Schüttstein aus Haingut, Aufgaben- und Kuchelzimmer. Hier war man in der Nähe der Mutter dahin seit den ersten Jahren, in der Küche an heißen Sommertagen, in der Wärme des Herdes, wenn auch in kalten Wintern Eisblumen oft tagelang die Fenster bedeckten. Von hier aus konnte man den ganzen Schulhausplatz überblicken, den fröhlich-tänzelnden Pausenbetrieb der Kinder, die Mutter alle kramte, die lieben und die frechen, und die drei Lehrer, die durch die spielenden Scharen auf und ab spazierten.

Das Wasser in unserer Küche kam aus einer Brunnenstube, die etwa 50 Meter am Hügel gegen den Sonnenberg lag. Der Seidenfabrikant Liepfried, der das Haus um 1870 hatte bauen lassen, liess Wasser in die Küche einführen, als man es noch aus Dorfbrunnen oder einem Ziehbrunnen im kupfernen Kessel holen musste, bevor die genossenschaftliche Wasserversorgung gegründet wurde, an die die meisten Häuser des Dorfes angeschlossen waren.

Gehackt wurde lange Jahre noch in der Cloust, einem schon neueren französischen Hochherd.

mit drei Löchern, in welche die russigen Pfannen gestellt wurden, einem kupfernen Wasserschiff und zwei Backöfen. Jeden Tag hatten wir Kinder die Scheiter zu holen, die dort oben ^{im Estrich} festlich aufgeteigt waren, nachdem sie Vater in den Frühlingferien gespalten und in Körben über die Seilrolle drei hochwerte hochgezogen hatten. Aus den flinsten Stücken durften wir Kinder sehr früh schon mit der Art Leinwand-Präparaten richten und so mit dem gefährlichen Werkzeug vertraut werden, das ich später auch handfest zu gebrauchen verstand und dabei Schwielen an den Händen kennen lernte.

Im Lauf des Krieges wurde auch Holzrat und Feuer und Vater bastelte aus einer mit Holzwolle und Wollappen gefüllten Kiste einen Selbstkocher, in dem die Suppe weiter brodelt. Als dann ein richtiger Gaskocher aus isoliertem Blech dazu kam, der in drei verschieden grossen Aluminiumtöpfen ein ganzes Mittagessen fasste, brauchten wir auch ein elektrisches Rechaud, das einige Jahre diente, bis es ein schwerer Blitzschlag ins Haus zerstörte. Daraufhin wurde Mutter Mensch nach einem richtigen elektrischen Kochherd erfüllt, und die alte Chaus mit Holzfeuerung seiner Betrieb gesetzt.

Grosse Wärme und Bad.

Unser Haus hatte wohl Parkettböden und ein

fertiges Stubenfenster mit Wappenscheiben, aber
 weder Bad noch Waschküche, da noch Liegfrieds
 altes Waschnaus bestand. So mussten wir die
Waschküche im Schulhaus bewirzen, wo neben
 einem Mantelherd ein Waschtrog stand, an dem
 Mitte alle vier Wochen vom frühen Morgen bis
 Mittag ihre grosse Wäsche brühte, schrubble
 und in blauem Wasser bleichte. Wir sahen sie
 stundenlang kaum im dichten Dampf. Neben
 dem Wasserkessel stand am Boden ein stei-
 neres Badetrog (ein Brunnenrog) in den man
 das Wasser hinterschöpfen musste. Abends
 nach dem Waschetag war Badestunde (all tirden!)
 und auch im kalten Winter mussten wir nach dem
 Bad über den Schulplatz heim ins mit Bett-
 flaschen und Heinsäcken vorgewärmte Bett.
 Den schlichsten Wunsch der Mutter nach einer
 Badewanne im eigenen Haus hat Vater der
 Schulpflege nie vorgebracht; nach seinem
 Rücktritt wurde die Forderung seines Nachfol-
 gers sofort erfüllt. Zeiten und Ansichten haben
 sich geändert!

Zum Glätten hatte Mutter ein Koalkohle-Eisen,
 dessen Inhalt durch Spirit und Schwingen zur
 Glut gebracht wurde. Als kleiner Knirps durfte ich
 jeweilen ein kg Koalkohle posten und war immer
 erstaunt, welch grossen Sack ich heimtragen durfte.
 Zu meinem Erstaunen klagte Mutter am Abend
 nach einem Glättetag immer über Kopfsch.

Erst viel später verstand ich, wie ungesund das stundenlange Arbeiten über den Abgasen der glühenden Kohle sein musste.

Mit der Anschaffung des elektrischen Kochherdes wurde auch ein Stecker für ein elekt. Ringeleisen installiert. Zum Gebrauch musste der Küchen-tesch an die Wand gezogen werden, da das Kabel gesetzlich nicht länger als 1,5 m sein durfte!

Auch in der Beleuchtung machte man Fortschritte. Im Keller, in den Gängen und auf der Linde waren Kohlenfadenlampen von 5 und 10 Kerzen Stärke eingeschraubt, die ein rötliches Licht verbreiteten. Sie waren unerwünscht und wurden erst in den zwanziger Jahren ersetzt, als die Spannung im Leitungsnetz von 110 auf 220 Volt erhöht wurde. Als wir in der Stubt die 25 Watt-Lampe durch eine 40 Watt-Lampe ersetzten fanden wir das Licht „strahlend wie der Tag“. Heute schreibe ich bei 3x40 Watt an meinem Schreibtisch!

Der Schweiner Schneebel:

Zur Erinnerung an mein Elternhaus gehört unabdingbar auch der Schneebel: Keiri, der seine Werkstatt uns gegenüber, jenseits der Schulstrasse hatte. Da er selber kinderlos war, verstand er sich gut mit uns Kleinen vom Nachbarchaus, und an kalten Wintertagen, wenn wir nicht mehr am Sandhaufen vor seinem Haus spielen konnten, durften wir

in seiner warmen Werkstatt mit Abfallhölzchen spielen, sie auf dem Heimofen zusammenkleben oder mit dem kleinen, roten Hämmerschlag, das wir extra zu uns gehörend empfanden, zusammen nageln. Manchmal lagten wir uns auch übermütig in einem unistiefen Laufes Kobelstänne, die der Heiti mit seinem Raubgut in langen Zügen von den Brettern, auf seiner Kobelbank eingeräumt, abzog. Wenn er uns spassend damit zudeckte, befrähen wir uns schreiend daraus und sprangen davon. Dem Heiti der gute Mann herzlich lachen, nahm seine Brille ab und reinigte die dicken Gläser mit einem grossen roten Waschlappen vom Holzsaft.

In seiner Werkstatt durften wir auch immer aus runden Bäckchen Kitt abstecken, weich kneten und zu Figuren formen. Wir durften auch Würstchen rollen, die er dann in die Fuge von neu eingesetzten Fensterscheiben strich. Später durfte ich selber schreiben einsetzen und mit dem Beschbeitel Kunstorte verhitzen. Da er sagte mir in mir wohl etwas von der Geschicklichkeit meines Waldes Grossvaters, den ich nie gekannt hatte; dort liegt mir ein gewisses händerweiches Geschick noch heute im Blut und beglückt mich, wenn ich es je anwenden kann. An der Kobelbank Arbeiten befähigt mich nicht als schreiben!

Der den Diamant-Schneider kütete der Schmiedeli-
keisi streng und gab ihm uns nie in die Hände.
Sont durften wir frei über Kämme und Zangen
und Nägel verfügen und Brettchen zusammen-
nageln. Wenn wir jedoch mit dem Kobel über
die zu hoch gestellten Bauweisen fuhren, wurde
der Meiser böse. Dann musste er die Scharten wie-
der ausschleifen am roten, runden Schleif-
stein, der mit einer Wasserturbine betrieben
wurde. Diese Turbine lockte uns mächtig an,
und immer wieder drehten wir sie leer auf
und zu und waren geheimnis^{voll} erregt beim auf-
heulenden und abfallenden Ton der rauschen-
den Maschine.

Nebst seiner Glaser- und Flickschreinerarbeit
musste der Schmiedeli keisi auch immer wieder
einmal einen Larg herstellen. Im Winter in
der Werkstatt und im Sommer vor der Werkstatt
im kühlen Schatten des Hauses durften wir
auf die schwarzen Bretter mit dem Kleinen, roten
Kämmern und feinen Nägelchen "silberne"
Verzierungen anheften. Knie tief lagen die
Kobelspanne von den 6 Brettern um die Werk-
bank, und wenn er sie zusammengebaut
hatte, legte er die schönsten Späne als Polster
in den Totenschrein. Wenn wir andächtig stau-
nend und fragend zuschauten, packte er oft
zum Spass einen von uns kleinen Knirpsen,
legte uns in den Larg und probierte den Bechel

darauf, worauf wir, von entsetzlichen Schrecken gepackt, laut schrien, bis er uns lachend wieder aus dem allzufrühen Gefängnis befreite und wir unsere Tränen abtrockneten und die schaurige Vorahnung des Todes im heitern Kinderspiel bald vergassen.

Der Schnebel-Heiti war auch ein immer hilfsbereiter Mann. Unsere Abritte, durch die im Sommer gelegentlich „Güllentwürme“ heraufkrochen, vor denen uns schrecklich grüßte, waren im sehr kalten Winter 1917 zugefroren, und wir waren in arger Verlegenheit. Kein heisses Wasser, kein Salz half mehr. Da wusste unsere Nachbar guten Rat: er holte aus seiner Werkstatt zwei kurze Stücke Eisenbahnschienen, die er beim Holz heimen zum Beschweren brauchte, hängte sie an einer Kette durch die Schraubenlöcher in der Kohlenglut des Heizkessels im Schulkessel, und wenn sie rot glühten, häng er sie an einer Eisenstange im Laufschrift über den Schulhausplatz, über unsere Treppen hinauf und senkte sie in die Abströme, aus der zischend Dampf aufstieg. Nach mehreren Läufen durch die eisige Winternacht trat der Erfolg ein, und unser hölzernes Thron war wieder frei... und wir mussten nicht mehr heimlich und verschämt in der Dunkelheit unsere Nachtgeschitte ins Schulhaus hintertragen!

Kanarienvogel

Von einer eigenen Katze wollten die Eltern nichts wissen; es würden genügend solche herumstreichen, und im "Oberdorf" hätten wir ja jedes eine Katze auf der Küchenbank zum Streicheln.

Als aber im Lauf des Krieges die Eier immer teurer wurden, hatte Mutter den Wunsch nach 4 Kühen. So bauten wir hinter dem Haus einen Kühnstall und hinter dem Kellerfenster aus grossen Kisten einen Stall für die Nacht und die Eiernester. Und freudig hörten wir bald die rotbraunen "Amerikaner" gackern, wenn sie ein Ei gelegt hatten, sammelten Ähren auf den abgeräumten Äckern und liessen die Kühen auf unserer Wiese austaufen.

Von der 4. Klasse an durfte ich vier eigene Kanarienvogel halten. Mit grossem Eifer hatte ich nach Anleitung aus einem Bastelbuch aus Teigwarenkrusten, Drahtgeflecht und Lederstücken als Türscharniere zwei Ställe gebaut, in denen es meine Tiere gut haben sollten. Zwei zierliche "Holländische Silberkanarienvogel" und zwei kräftige "Schweizerische" waren bald meine Freunde und nahmen mich in Verantwortung für ihre Fütterung und ihre Pflege. Am trockenen Sommerabend durften sie im hohen Gras auf der Wiese weiden, und das jeweilige wieder Einfangen war Spass.

Einige Buben in unserem Alter bildeten einen Kaninchenzüchter-Verein mit einem Vorstand und Statuten, die zu guter Haltung der Tiere verpflichteten und zur Reinhaltung der Rasse. Noch sehe ich mich mit einem Kameraden auf Kontrolle nach Reinlichkeit im Stall, die wir mit Noten in ein Heftchen beurteilten!

Die grosse Freude hatten wir, wenn sich Nachwuchs im eigenen Stall ankündete, die Käsin hinstreckte und sich am Bauch welche Haare ausrupfte, mit denen sie hinten in der dunkelsten Ecke ein Nest auspolsterte, in dem sich bald einige mausgrosse Junge bewegten. Nach einigen Tagen hoppelten sie aus dem Nest, und beglückt durften wir die Kleinen für kurze Zeit in die Hand nehmen, das neue warme Leben spüren und die zarten Polgehren mit unseren Wangen streicheln. Bald nippten die Tierchen an der hingestellten Milch, und wenig später mümmelten sie schon, mit angestreckten Öhrchen, an den zarten Löwenzahnblättchen, die wir ihnen durch Gitter zureichten. Wir waren selig vor Glück!

Grausam war es, wenn der Bestand zu gross wurde und gelegentlich ein älteres Käse stin leben lassen musste für einen Kasenbraten oder -pfeffer, von dem ich jeweilen nur in die Sauce getauchte Brotstücklein essen konnte.

1922, als ich 14-jährig war, bot mir ein Nachbar heftig für einen prächtigen Schweizer-
schecker mit 6 reizenden jungen Käsechen
12 Franken (6.- + 6 x 2 Fr.) Ich wusste nicht, was
tun, und Mutter meinte, ich müsste mich sel-
ber entscheiden, aber wir könnten doch nicht
alle selber aufziehen und gar essen, und
vielleicht sei es ein Trost, wenn die Kleinen
bei ihrer Mutter bleiben könnten auch aus
einem fremden Ort. So gab ich alle her, mit
gequältem Herzen, aber stolz über die „grosse
Summe“, mein erstes eigenes Geld!

Bauernarbeit

Viele freie Nachmittage, viele lange Sommer-
abende nach Schulschluss, die Her-, Juni-
und Herbstferien verbrachten wir weitgehend
im Oberdorf auf dem Bauernhof von Nachuser's
August, meinem Götti, dem Bruder meiner
Mutter, der selber keine Kinder hatte, kein
Knecht und Obstapfleser.

Besonders im Herst und Endst halfen
Mutter und Vater streng mit, und auch wir
Kinder hatten vom Schulalter an mit einem
Werkzeug, meist einem Rechen, mitzuhelfen.

Schließlich erwarteten wir Kinder an diesen
Sommertagen auf den weiten Langwiesen gegen
den Boniberg die grüni- und die zoierrause,
so man im kühlen Schatten eines Baumes,

mit einem weiten Blick über Reusstal, um den Desperkost zusammensass, aus dem Brot und Fleisch, Käse und Wurst auf ein Küchlein feuch ausgebreitet wurden und eine Flasche Sirup für uns Kinder, den wir oft mit Wasser aus einem nahen Feldbächlein stochten. Die Männer und Frauen löschten ihren Durst mit einigen Litern Most aus einer „Christle“, einer Hochflasche von Weidengeflecht geschützt. Nachher streckte man für einige Minuten den müden Rücken aufs Gras, hörte dem Geplauder und dem Zirpen der Grillen im Reu zu, und dann ging die Arbeit weiter.

Am schwersten Gewitternachmittagen, wenn von allen Seiten her drohende Gewitterwolken aufstiegen und wir Kinder mit einer beliebigen Rute die aufsässigen „Brenner“ vom Bauch der Pferde wejagen mussten, ging es oft sehr strub zu. Die Frauen reichten das Reu zu Mahden zusammen, die Männer stecken es auf die Gabel und reichten es schweis-
triefend auf die immer höher wachsende Beladung der Leiterwagen. Schliesslich wurde ein „Prinbaum“ (ich verstand erst viel später, dass die lange, dicke Kange Bindbaum hiess!) längs über das Reu gelegt und hinten mit einem Seil über eine Welle festgezogen. Daraus bestanden wir Kinder, dem Seil entlang auf das letzte Ende hinaufklettern zu dürfen,

und jubelten und sangen in luftiger Höhe auf der Heimfahrt die Albi-Strasse hinunter gegen den Hof zu.

Gross war manchmal die Spannung, wenn schon die ersten schweren Regentropfen oder gar Hagelkörner fielen, bevor wir beim Donner-grollen unter schützende Dach in die Ferne einfuhren und uns dort herrlich geborgen fühlten und die Erwachsenen erwarteten, die durchnässen, die Frauen mit den Schürzen über dem Kopf, nachkamen. Dann machten Blitze zuckeln und Donner krachen; unserm Scheunen-dach war das für uns ein herrliches Schauspiel. Und der rauschende Regen kühlte die heissen Ziegel ab, unter denen wir nachher auf dem Heustock das von einem Seilzug hinaufbeförderte ^{Heu} verteilen und barfuss einstampfen mussten. Was das eine Hitze und ein Staub - aber lustig und fröhlich!

Manchmal blieben wir bis zum oft späten Abendkaffee, der in der Pfanne gebraut wurde aus dem Pulver von geörsteten selbstgepflanzten „Weglügen“ (Zichorienwurzeln) mit einer Handvoll Kaffeebohnen aus der Büchse als Mahlzusatz. (6-10 sagte Kerimine auf Befragen; an Sonntagen dürfen es einige mehr sein!) Für Kinder war das Milchkaffeegetränk, auch hell, nur mit einem Zucker schmackhaft; aber die darin gebrochten aufgequellten „Höcker“ schmeckten uns wunderbar.

Wenn wir dann erst nachts nach 9 Uhr heimkehrten, trugen wir 4-5 Liter ^{Milch} "als Belohnung" nach Hause. Sonst holten wir die Milch in der Leinwandhütte, wo wir Kinder oft in langen Reihen ausstehen mussten. Und manchmal vergass ich dazu noch die Mahnung der Mutter, rasch wieder heim zu kommen; besonders im Sekundarschulalter wurde aus einer Viertelstunde eine volle Stunde mit Warten, Plaudern und herumstehen an frühen, dämmerigen Herbstabenden unter der Laterne.

Daheim wurde die Milch in der Küche in braune Becken aufgestellt, und bis zum Morgen bildete sich darauf eine dicke Schicht "Nidel", die abgerahmt und mit dem Schwingbesen oder einer Handmaschine zu Butter geschlagen oder für die Freitagswähe aufbewahrt wurde. Da wir Kinder eine unstillbare Gier nach dem süßeren Rahm hatten, schlichen wir uns trotz Verbot der Mutter vor dem Schlafengehen hinter den Vorhang des Küchengeräts oder standen sogar noch einmal aus dem Bett auf, um einige Löffel voll abzuräumen, was Mutter am andern Morgen nicht immer verborgen blieb!

Jeden Freitag war Wähentag. Dem Morgen brachten wir den Aufguss dem Bäcker und konnten dann nach der Schule um 11 Uhr in einer flachen Tüne-Feine zwei verschiedene Wähen abholen.

Jahreszeitenbedingt war ich auch an vielen andern ländlichen Beschäftigungen beteiligt:

Maikäfer fangen 17

Alle 4 Jahre war ein Flegjahr, und weil dann die krabbligen Tierchen an lauen Frühlingsabenden nicht nur uns Kindern viel Spass machten, sondern über Nacht vor allem Kirschbäume und Buchen an Waldrändern kahlfrassen, musste jedermann, der Boden besass, auf die Jagd. Wir mussten für 20 Gärten 10 Liter tote Maikäfer abliefern; Bauern hunderte von Litern.

So zog man an einem frühen Morgen beim Tagesgrauen aus, wenn die Käfer nach rauschender Hochzeitsnacht noch tief schliefen. Unter Kirschbäumen breitete man grosse Tücher aus, die grossen Buben kletterten bis zu den obersten Ästen und schüttelten sie, und die Käfer prasselten in die Tücher hinunter, wo sie in Giesskannen und Kesseln gesammelt und heimgetragen wurden. Wie das krabbelte und summte und war! Maikäferangst rock! Mit heissem Wasser mussten die armen Tierchen abgetrückt und vor 8 Uhr abgeliefert werden in ausgehobene Gruben.

Für zu viel abgelieferte Käfer wurde eine Vergütung von 20 Rappen pro Liter ausbezahlt, und so verdienten wir uns mit Eifer etwas Taschengeld, und in der Sekundarschule mit der ganzen Klasse einen Zustupf in die Reiskasse.

Um 1950 wurden die Mätkäfer mit einer Grossaktion durch Besprühen der Waldländer mit chemischem Nebel völlig ausgerottet — und Tausende von Vögeln vergiftet!

Ob wohl Josef Viktor Widmanns „Mätkäfer - Romanödie“ mit ihrer Poesie und Philosophie auch in Vergessenheit geraten wird? Uns hat sie im Alter von 20 Jahren entzückt!

Mausen

Wenn die Katzen trotz stundenlanger Geduld vor einem Loch der Mäuseplage nicht mehr Meister wurden, halfen wir Buben mit Mäusefallen, die mit einem Ring aufgespannt und in die Gänge gesteckt wurden, die Schädlinge bekämpfen. Bis spannend war es, am andern Morgen einen Erfolg zu erwarten — doch wie grauhaft, wenn eine Maus, nur eingeklemmt, noch lebte und jämmerlich piepste. Dann raunte ich, von Grauen gepackt, davon und überliess das Töten jemand anderem.

Fässer putzen

Jedes Jahr nach dem Lindet wurden aus dem Keller von meinem Götti in Oberdorf einige Fässer ausgeholt und auf der Hofstatt auf Leitern gelagert. Die kleineren 100 l-Fässer konnten von einem Männerarm gewaschen werden, in die grösseren bis 800 l (!) steckte man uns kleine Buben. Mit heimlichen Grauen schlüpfen wir, Könde voran, mit dem Kopf durch das enge Türchen.

Wenn wir Angstgeföhle äusseren, meinte August, wenn der Kopf hineinkomme, dann komme auch der Körper hinein; das sei bei den Katzen auch so. Drinnen war schauerliches Dunkel; nur durch das Spuntloch drang etwas Licht. Mit einer steifigen Bürste und heissem Sodawasser mussten wir die Tauben fegen, die fast betäubend nach Alkohol rochen. Zum Spass oder Schrecken wälzten sie draussen das Fass hin und her, um es mit klarem Wasser zu spülen. Wenn wir dann endlich wieder draussen an der frischen Luft waren, wurde unser Arbeit beim Licht einer Kerze kontrolliert, dann eine Schwefelschnitte angezündet, durchs Spuntloch gehängt, das Fass verschlossen, damit alle Bakterien abgetötet werden. Dann genossen wir ein wohlverdientes Zvierbrod.

Kosteln

Jeden sonnigen Nachmittag in den Herbstferien gingen wir Kostoffeln oder Obst auflesen; oft auch bei Regenwetter. Mit einem Obstsack über Kopf und Rücken gestülpt war es ungemütlich, die Birnen aus dem nassen Gras zu lesen und oft bis in die Dämmerung mit kalten Händen zu erstarren. Manchmal standen an einem einzigen Baum 10-15 Säcke an den Stamm gelehnt, die später mit dem Pferdewagen beim Licht einer Stall-Laterne heimgeholt, auf die Trotte hinauf getragen und noch

bis gegen 9 Uhr vermostet wurden. Mit Holz übten wir unsere junge Kraft an den zwei schweren Mahlsteinen, die noch lange von Hand angetrieben wurden. Ein Stockwerk tiefer stand die Presse aus schwerem Eichenholz, aus welcher der süsse Most sich in eine Kanne ergoss; von dem wir unbedingt noch ein Glas voll kosten mussten vor dem späten Feierabend.

Lauben

Wenn in den letzten, noch trockenen Herbsttagen das farbige Laub noch raschelnd unter den Bäumen lag, halfen wir Kinder mit, es in grosse, schwere Leinwandstücke abzufüllen, die wieder für ein Jahr als Mattagen (Laubsäcke) und für die Knechte auch als Decken, in die Betten der Bauernhäuser gelegt wurden. Auch ich schlief noch in einem solchen Bett im "kleinen Kämmerli", wenn ich einmal ein paar Tage in den "Ferien" bleiben durfte. Neue Sprungfeder- und Rosshaarmattagen hatten nur die Meisterleute.

Zigerleu

Bevorzugt, wenn ein Käuz der Schnee von den Dächern tropfte und der Schnee von den Festerböcken hinter den Scheunen geschmolzen war kam der Zigerltag. Auch am Schneebeli keitris Schürli ganz in unserer Nähe war an der Südseite bis unter Dach ein Zigerlgestell angekauft, auf dem viele hundert meterlange Habelagen.

Uns Kindern dienten diese saunenvertrauten
 Stäbe, je 4-5 nebeneinander gereiht, an wär-
 men Winter- und Vorfrühlings Tagen als Treppen-
 stufen in die luftige Höhe, wo wir mit netzten
 Läden Fische und Bäuche bauten und dar-
 auf Bilderbücher anschauen oder Schule
 hielten und dazwischen zwissi assen. Und
 über die Hausdächer sahen wir hinüber
 zum Kirchsturm und in die Berge. Das war
unser Kindergarten für viele glückliche Tage.

Mit dem Zigerltag war es aber mit unserem
 luftigen Spielhaus für ein Jahr vorbei. Das
 "Fräsch", Trester, vom herbstlichen Mosten her,
 war in der fahrbaren Brennerei noch erhitzt
 worden und die Dämpfe zu Schwaps destilliert,
 den wir mit dem Finger auch gekostet hatten.
 Dieses Material mussten wir Buben barfuss u.
 mit hinaufgekrochelten Kosen zu einem
 Brei stampfen, aus dem dann mit einem
 zylinderförmigen Spaten "Zigerli" gestochen
 wurden. Mit einem Schöpfelchen an lungen
 Stiel werden die freigen Formen in die Höhe
 bis unter Dach hinaufgeworfen und dort von
 unseren ausgestreckten Bubenhänden auf-
 gefangen und auf zwei Stäbchen gelegt zum
 Trocknen über den Sommer. Die trockenen
 Zigerli dienten nebst Holz als andauerndes
 Brennmaterial bis weit in den Winter hinein.
 An Stelle von Torf.

In der Zeit der grossen Kohlennot nach dem 1. Weltkrieg (1919/20) wurde auch der Torf wieder ein sehr begehrtes Brennmaterial und teuer bezahlt. Im Rifferswiler Moos, dort wo heute im „Seleger-Moos“ die Rhododendren blühen, wurde erneut Torf gestochen, und Kameraden, die in den Schneeferien „Torfmännli“ aufschichten gingen, brachten es auf einen Tagesverdienst bis 20.- Franken, einen Betrag, der dem Lohn meines Vaters als Lehrer entsprach! Er wollte aber nicht, dass ich mit Kameraden dieser lukrativen Arbeit nachlief; diese müsse man den armen Familien überlassen!

Spielsachen

Wenn den frühwinterlichen Regenabenden die ersten Schneeflocken wirbelten, waren unsere Gedanken schon auf Weihnachtsgerichte, und wir warteten sehnsüchtig auf den neuen Schmoll-Katalog aus der Stadt, in dem wir erwartungsvoll mit kleineren und grösseren Zeichen aufsuchten, was uns beglücken würde. Eine Zauberkatze, wie sie Supers Biben besaßen, mit der man mit einem Petrollämpchen (!) von einem Zellulosestreifen 6 Kasperlmotiv aus die gewinnelnde Wand der Küche verfen konnte, bekam ich nie; hingegen in der 4. Klasse eine kleine Dampfmaschine, mit der ich verschiedene Werkmaschinen aus Blech antreiben konnte

und die Funktion von Schwungrad, Excenter und Schieber verstehen lernte. Dann war ein Meccano das geniale Spielzeug, das bis in die Sekundarschule meine Erfindungsgebe anregte und dessen Elementen und Schraubchen ich viel von meiner mir gebliebenen Fingerfertigkeit und technischen Geschicklichkeit verdanke.

Für meine Geschwister bastelte ich alte, traditionelle Spielzeuge:

In Mutters Knopfschachtel, einer aus Kinder schon früh beglückenden Fundgrube, suchte ich einen kräftigen Knopf für einen Surli, den man an einer Fadenschleife elastisch bewegen konnte.

Auch ein Knabbel, in eine Scherenschleife eingespannt, funktionierte gleichermassen und begleitete mich lange in meinen Kosentaschen, welche Mutter mächtig immer wieder einmal von allerlei gesammeltem Krimskrams leeren musste.

Krieg, Hunger, Unruhen und Seuchen

Nach dem stürmischen Vordringen der deutschen Armeeen nach Frankreich im Sommer 1914 und den mörderischen Schlachten um Verdun schien Frankreich verloren zu sein, und unsere Tante Berta erzählte uns in ihren nächsten Sommerferien von den ersten Granaten, die aus

Riesengeschützen auf ihr geliebtes Paris gefallen waren. Da geschah das "Wunder an der Marne", wo der deutsche Vormarsch aufgehalten werden konnte, worauf sich die beiden Heere in Schützengraben eingruben. In dem drei Jahre langen Stellungskrieg an der Somme wurden in Grauenhaften Angriffen und Gegenangriffen Millionen von Soldaten geopfert, undessen auf den Weltmeeren Kriegs- und Handelsschiffe versenkt wurden.

So wurden auch unsere Getreide-Einfuhren immer knapper und die Rationierung der Lebensmittel immer strenger. Die Würste wurden immer kürzer und als Fleischersatz gab es mit Sojamehl und Pappeflocken gestreckte Fleischküchlein. Aber immer hatten wir genügend Milch, Obst und Gemüse. Nur das Brot musste in Familien mit gefässigen Rubenmäulern streng eingeteilt werden. Im benachbarten Bauernhof von Jüterbo erging jedes der fünf Kinder am Morgen seine Tagesration in ein Säcklein zugeteilt, mit der es zum Tisch und zurückhinein auskommen musste.

Der Winter 1917/18 war besonders für Deutschland und Österreich sehr hart und ging als "Kohlüberwinter" in die Geschichte ein, weil "viele Familien nur noch Wassersuppen mit Kartoffeln und Rüben ohne Fett hatten.

Auf den Schlachtfeldern von Nordfrankreich,
 dessen Boden von Granaten ungepflegt war,
 krocherten wie riesige Motive englische Tanks
 auf, die über die Schützengräben rollten
 und Unterstände und Häuser zusammen-
 drückten. Und dann endete das grausame
 Morden in einem mit Tränengas begonnenen
 und mit immer schenslicheren chemischen
 Mitteln weitergeführten Giftgaskrieg mit
 unsagbaren Qualen und Leiden.

Am 11. November 1918 wurde ein
Waffenstillstand geschlossen, und um 11 Uhr
 läuteten auch in unserem Land die Kirchen-
 glocken zum Frieden nach 4 Jahren Krieg.
 Deutschland/Österreich hatten sich der Über-
 macht der Westmächte und des reichen Amerika
 und dem Hunger in eigenen Land ergeben.

Schwere Hungersnot herrschte in den deut-
 schen Städten und auch in Wien, der einst
 so frohen Hauptstadt des nun zusammenge-
 brochenen Habsburgerreichs. Kaiser und Könige
 mussten abdanken, Hunger und Elend blieben.
 Wir brachten vollere Kleider und Lebensmittel
 in die Schule, die von Postwagen abgeholt und
 von Zürich aus in Sammelzügen nach Wien ge-
 führt wurden, die dann auf dem Rückweg
 halboberhungerte Kinder für einen Erholungs-
 urlaub in die Schweiz brachten.

Der Generalstreik 1918

Nach der Entlassung aus dem Grenzdienst, der, ohne Lohnausgleich, für viele Familien grosse Entbehrungen gebracht hatte, verlangten die Arbeiter- und Angestelltenvereinigungen höhere, der Leistung angepasste Löhne, und die 48 Stundenwoche (statt 60 anhien). Von Alters aus wurde der Generalstreik für die ganze Schweiz ausgerufen. Während einigen Tagen fahren keine Züge mehr, und die Milch für die Stadtbevölkerung wurde mit Lastwagen in den Dörfern abgeholt. Viele Bauern waren aber ob den Forderungen der „Sozis“ in der Stadt empört und nicht mehr willens, diesen Leuten noch „zu fressen“ zu schicken. Noch erinnere ich mich, wie entlang dem Rinnslein des Trotoirs vom Oberdorf herunter ein ganzes Bächlein Milch floss: der Kopfsetzer Taggi liess oben Dorfbrunnen habe seine sämtliche Abendmilch ausgeleert und gesagt: „Lieber sollen diese Potem verstecken, als dass ich ihnen meine Milch abliefer!“

Der Kass der Landbevölkerung war bitter, weil viele Bauernsöhne nach der Entlassung aus dem Grenzdienst wieder aufboten wurden zum Ordnungsdienst in der Stadt, dort an der schweren Grippe erkrankten und mit hohen Fiebern auf Stroblagern in städtischen Turnhallen lagen und dort vielfach starben.

Die Grippe 1918/19

Diese „spanische Grippe“ war aus dem geschäch-
ten Deutschland über die Grenze zu uns gekommen
und legte grosse Teile der Bevölkerung für 1-2 Wochen
ins Bett mit hohen Fiebern. Als auch unsere bei-
den Eltern erkrankten, wurden wir Kinder aus-
quartiert und verbrachten eine Woche bei Tante
Luise Hofsteter, die an der Rossauerstrasse eine
Wittschafft führte. Auch dort zwogelte das Wasser
aus einer eigenen Quelle in dicken Röhren in die
Kirche, und abends wurde in der Stubbe und der
Gaststube ein Gasbrenner angezündet, der
aus einem eigenen Harbid-Gaskessel im Keller
gespiessen wurde. Ins Bett im oberen Stock ging
man mit einer Kezge in einem Messingstock,
die aufs Nachtsischchen gestellt und vor dem
Einschlafen ausgeblasen wurde.

Maul- und Klauenseuche 1919/20/21

Nach dem Grippejahr 1918 brach im folgenden
November die Maul- und Klauenseuche aus. Ein
Bauer nach dem andern musste seinen ganzen
Viehbestand notschlachten und der Hof wurde
mit Stacheldraht abgesperrt und desinfiziert.
Die Dörfer mit ihren Absperrungen und mit
Lysol gewässerten Sägemehlmatten vor Häusern
und Ställen glichen einem Belagerungszustand,
und die wildesten Gerüchte wurden herumge-
boten, wie böse Nachbarn aus dem Dorf oder
anderen Gemeinden die Krankheit „vertragen“ hätten.

Nachts patrouillierten bewaffnete Freiwillige im und ums Dorf, und mein Vater war empört, dass sich sogar der Pfarrer mit einem Gewehr zur Verfügung stellte! Ein Lehrersohn Knobel aus Knonau wurde an einem Samstagabend festgenommen, als er heimlich dem Bahndamm den Gemeindebaum überschritt, um seine Geliebte zu besuchen, und statt Liebestunden musste er die Nacht im Gefängnis im Keller des Amtsschulhauses verbringen!

In diesen bewegten Jahren habe ich meine Primarschuljahre durchlaufen und will nun, vor dem Übertritt in die Sekundarschule die Erinnerungen an die Menschen festhalten, die mich bis dahin begleitet haben.

„Im Elternhaus entsteht die erste Liebe und der erste Hass“ (TV 1981!)
zitat

Wo hätte Hass klümen sollen?

Von der Mutter war ich von früh an angewiesen, alle Menschen freundlich zu grüssen und ihnen höflich zu begegnen, und so begegneten mir auch alle Erwachsenen. Wir Kinder gewannen ihr Wohlwollen, wurden ermahnt für unrechtes Tun und wussten um gerechte Strafen für Übeltaten. Die Welt der Erwachsenen war für uns intakt, und wir strebten danach, harmonisch in ihre Autorität hineinzuwachsen.

Mutter und Vater

Meine Mutter lebte ihr Leben für vier Kinder, die oft miteinander stritten, sodass sie gelegentlich klagte, es gäbe wohl nirgends so viel Streit wie bei uns! Als letzter Ausweg galt immer die Drohung, sie sage es dem Vater. Er war streng und von uns eher gefürchtet, denn wenn er müde aus der Schule nach Hause kam, wünschte er Ruhe und kein Kindergetöse. Allabendlich sass er (im Hinter am Familientisch) hinter einer grossen Reihe Schulhefte und korrigierte mit roter Tinte aus einem grossen Tintenfasschen — und fluchte manchmal ganz unchristlich dabei!

Ferien kannte unsere Mutter nie; jahrein, jahraus stand sie in der Küche oder nähte, strickte oder stopfte am Fenster unsere wollenen Strümpfe, die immer höher hatten, und in den Ferientagen ging man als Hilfe zum Heuen, Obstern und Kartoffeln auflesen auf den Kof im Oberdorf.

Wohin die Erträgnisse all der dort während vielen Jahren investierten Arbeit flossen, bleibt ein Rätsel. Mein Gott August überliess Geldfragen seiner Frau Besmine, die eine dumme Kaushälterin war und immer wieder bei meinen sparsamen Eltern Bargelddarlehen aufnahm, deren Rückzahlung immer länger oder für immer auf sich warten liessen.

Als der Arzt meinem Onkel riet, wegen seiner schweren Knie-Arthrose die Landwirtschaft aufzugeben, stand es um die kleinen Bauernbetriebe

so schlecht, dass man die Erhaltung des Hofes für meinen 15jährigen Bruder Fritz, der so gerne Bauer geworden wäre, nicht in Erwägung zog. So wurde der Hof verstückelt und verkauft samt Pferden, Kühen, Fahrhabe und allem Land links und rechts der Albisstrasse hinauf gegen die „Kand“ für volle 60 000.- Franken! (Um 1930)

Die Pariser-Tante (1846-1930)

zu den wichtigsten alljährlichen Ereignissen gehörte in den End-Ferien im Juli-August die Ankunft der Tante Berta aus Paris, die als Hausdame bei Charles Garnier, dem Erbauer der Opera, lebte, wohin sie als Erzieherin seines Sohnes Christian, „Nino“ genannt, gekommen war. Er starb als Student von 21 Jahren an der Tuberkulose.

Wenn die Kutschschaft nach Bordighera reiste, verbrachte Tante Berta meistens einige Urlaubswochen im heimatlichen Dorf, wo sie im Elternhaus, dem Kleinwesen ihres Bruders Johann Jakob Funk im Dachstock zwei Zimmer mit Balkon hatte ausbauen lassen.

Auf ein Telegramm hin durfte ich die Tante am Bahnhof erwarten. Dann spazierte man gemächlich das Dorf hinauf, die vornehme Dame in langem Püschchenkleid mit grossem blumengeschmücktem Hut und Sonnenschirm und einem Korb von Parfüm um sich. Am andern Tag wusste das ganze Dorf, dass die Pariser-Tante da sei.

Lieber aber fuhr ich auf dem Federvagen mit Götti

heim als Güter für den grossen Lederkoffer, den er im Güterschuppen ausgelöst hatte, denn dort drin lagen für uns Kinder allerlei Geschenke aus Paris. Ich erinnere mich an ein reizendes, flaumiges Käsechen, das durch Druck auf einen Gummiball über ein Gummischläuchlein zu entzückendem Kippen angeregt wurde.

Ein andermal (es muss um 1916 gewesen sein) erhielt ich in einer Schachtel eine Garnitur deutscher Soldaten aus Karton gefertigt, die man mit einer kleinen Federpistole schiessen konnte. Da ich bereits einige blau-befleckte Bleisoldaten mit roten Hosen besass, wollte ich lieber auf diese schiessen, was Tante Berta empört zurückwies und meinte:

„Les boches sont les méchants!“ (Wir standen damals gefühlsmässig wohl noch auf deutscher Seite!)

Gelegentlich durfte ich mit meiner Schwester die lange Treppe hinauf ins Reich der Tante Berta. Dort duftete es nach Parfüm (im Gegensatz zum Stall unten!) dort stand ein breites französisches Mahagonibett mit gesticktem Überwurf und in einer Vitrine allerlei Nippisachen, die wir garstig berühren durften. Auf einem Frühstückstisch trank sie in einem kleinen Pflümchen den Tee, den sie aus feinen chinesischen Tässchen trank und dann im Sessel weiter französische Bücher las.

Nach ihrer Schulzeit hatte Tante Berta Schneiderin gelernt und wollte dann etwas von der Welt sehen. Mit 18 Jahren (es mag das Jahr 1864

gewesen sein, wo man die Gotthardbahn um den
 Alliberg herum durchs Amt gegen Zug baute) beglei-
 tete der Vater, den Koffer an einem Hecken über die
 Schmelze tragend, das junge Mädchen über Sillberg
 hinüber nach Wädenswil an die Gotthardpost zur
 Fahrt nach Italien, wo es eine Stelle in Neapel hatte.
 Im Kospenthal musste die Reisegesellschaft in Schlit-
 ten umsteigen, und irgendwo unterwegs kippte
 dieser über einen Krassentand. Ein junger Bankier
 aus Basel, Zimmermann, zog das erschrockene
 Mädchen aus dem Schnee und wärmte es in seinen
 Armen. Diesem Mann vertraute es später auch
 seine Ersparnisse an, die sie weitgehend in Ungari-
 schen Papieren anlegte, die 1918 allen Wert ver-
 loren. (1923 brachte ich ein Auftrags meines Vaters
 ein ganzes Bündel Obligationen auf eine Bank nach
 Zürich, doch eine geringe Entschädigung kam nie,
 sodass Tante Betti ein Alter von einer kleinen Rente
 aus Paris leben musste.)

Von Genua aus führte der Reisezug per Schiff
 nach Neapel, wo sich das Mädchen aus der Menge
 mit einem Buch unterm Arm erkenntlich machen musste.
 Nach zwei Jahren als Kindermädchen in einer Familie
 wurde es nach Paris empfohlen zum damals be-
 rühmten Architekten Charles Garnier (1825-1898) der
 als 35-Jähriger unter 178 Bewerbern mit seinem Projekt
 den 1. Rang erhielt und unter Napoleon III die Opéra
 baute (1861-76) (1978 habe ich seine Büste vor der Opéra
 fotografiert!)

dort war sie Betreuerin und Erzieherin des Sohnes „Hino“, von dem sie immer wieder erzählte und mit ein versilbertes Köffelehen mit einem „P“ vermachte.

Den Winter verbrachte die Familie später in der Villa Bischofshelm (Stereoaufnahmen) in Bordighera. Nach dem Tod ihres Mannes betreute Tante Berta noch viele Jahre lang die betagte Frau, teils in Bordighera, teils in Paris, wo sie immer eine Loge zur Verfügung hatten. Nachher hatte sie das Recht, lebenslanglich in der Villa in Bordighera zu wohnen. Unbegreiflicherweise folgten Vater und Mutter nie ihrer Einladung zu einem Besuch; doch reichte das Geld für die weite Reise damals nicht bei vier Kindern!

Ende der Zwanzigerjahre wurde dann Tante Berta (80) altersschwach und kehrte in die Heimat zurück und verbrachte die letzten Jahre in einem Altersheim in Albisrieden und zum Schluss in Mutters Pflege bei uns daheim. Noch hörte ich sie in meinen Ferienstundenlang in ihrem Zimmer Kirchenlieder aufzusagen und beten „Mon Dieu, laisse-moi mourir!“

Sie starb 1930, in meiner Andernachzeit, im Alter von 84 Jahren und liegt nach einer weiten Lebensreise in Heimatsdorf begraben.

Tante Anna (1873-1953)

Wohl angeregt durch das Leben ihrer Tante, entschloss sich Anna, die älteste Schwester meiner Mutter, auch in die Fremde zu ziehen. Sie lebte viele Jahre als Gouvernante in einer englischen Herrschaft,

verbrachte die Winter in Rouman in Begypten und reiste zweimal rund um die Welt mit dem Lederkoffer, den ich erbt und nach Frankreich und England bei mir hatte, ehrfürchtig seiner Reiten gedenkend.

1914, bei Kriegsausbruch, kam sie heim und half ihrer Schwester, unserer Mutter, die Zwillinge Fritz und Max pflegen, die kurz darauf zur Welt kamen.

Später war sie Kaufhälterin bei Bundesrat Korb in Bern und dann beim Seidenfabrikanten Zweifel an der Belleriastrasse in Zürich. Sie hat uns viele englische Bücher hinterlassen. Ihre alten Tage verbrachte sie im Altersheim Korgen und zuletzt in der Wäckerlinstiftung Uetikon. Sie starb 1953 und wurde auch auf dem Friedhof ihres Heimatdorfes begraben (wo ich 1956 und 1959 wieder am Grab meines Vater und meiner Mutter stehen sollte).

Meine ersten Lehrer

Hart Ganz (1.-2./3.) war ein älterer, gütiger Lehrer mit grauem Bart, ein Naturfreund und Zumbler. Mit den vielen Blumen auf den Fenstersimsen und dem Terrarium mit den Laubfröschen war sein Schulzimmer schon von klein auf ein wohliches Zuhause und zugleich erfüllt von einem kausch Abenteuer, wenn er uns an dämmerigen Wintermorgen den Robinson erzählte. Gerne sangen wir aus Leibeskräften die alten Kinderlieder "Es gibt bei bräves Tierli, als e so es Schnäg, Schnäg, Schnäg," und "Weisst du, wie viel Sternlein stehen..."

Und immer wieder bettelten wir, zum Schluss das
schöne, wehmütige Lied singen zu dürfen

„Ich bin ein Jungsoldat, von 21 Jahren,

geboren in der Schweiz, das ist mein Heimatland..“

das uns zu Tränen rührte.

Fräulein Ackeret (3.-5. Kl.)

war eine junge, hübsche Lehrerin aus der Stadt, in
deren dunkle Haare und Duft ich mich heimlich
verliehte. Sie brachte den neuen Handfertigkeits-Unterricht
mit Papierfalten, Lehmkneten und Modellbogen.
In der Geographie lernten wir die Karte des Kantons Zürich
lesen, und in der Geschichte begeisterten uns die Pfahl-
bauer und Ritter. Noch erinnere ich mich, wie wir oft
Plattner den selbst gefertigten „Einbaum“ eines
Kameraden bewunderten, den er in die Schule brachte.
Nach vielen Jahren sah ich das spärlich ausgehöhlte
halbrunde Holzstück auf dem Fenstersims mit
einem verstehenden Lächeln der Erinnerung. In der
5. Klasse lernten wir auch begeistert die fünfjährige Fecht
wie eine Geheimchrift und stolz auf das schöne
Schriftbild: Gussor Guss, Fünfjährige Fecht!

Herr Hess, (6.-8. Kl.) mein Vater

führte nebst der 7./8. Klasse die 6. Klasse in
strenger Schulung auf die Sekundarschule über.
Nebst dem allmorgendlichen Kopfrechnen bekamen
wir eine gründliche grammatikalische Schulung
mit Satzanalyse aus dem Anhang des Lesebuches.
Erzürnt schlug mir mein Vater einmal das offene
Buch ins Gesicht, als ich bei einer Satzzerlegung

aus dem Lesetext "manchmal" nicht als Umstands-
wort und "wegen" nicht fließend als Vorwort be-
zeichnen konnte! Nicht alle Schüler begriffen
diese Wortarten, aber von den zukünftigen Sekundar-
schülern erwartete man das, und dort konnten
dann nur noch, vertiefend, die lateinischen Bezeich-
nungen eingeführt werden als Grundlage für den
Französischunterricht.

Vor allem aber interessierten mich die Realien.
In der Geschichte häuften wir uns gründlich aus
von der Gründung der Eidgenossenschaft über die
Zeit der Burgunderkriege bis Marignano 1515.

In der Schweizer Geographie lernten wir mit Rössen
und Gebirgen die meisten Bergpässe und erlebten
anhand von Postkarten und Stereoskopbildern pla-
stisch und bezaubernd Täler und Landschaften.

In der Naturkunde zeichneten wir begeistert ein Kohlen-
bergwerk und einen Hochofen und verstanden
die Herkunft unserer wichtigsten Rohstoffe Kohle und
Stahl.

Ganz besonders spannend verfolgte ich während
der schriftlichen Arbeit den Unterricht der 7./8. Klässler,
die von fernen Weltteilen redeten und allerlei
physikalische und chemische Experimente aus-
führen durften.

Sekundarschul-Zeit 1920-23

Gott vorbereitet und mit merklichen Vorsprung gegenüber den von Knoman und Maschwanden, die in die 1830 vom Landvogt Salomon Hugel als erste Sekundarschule im Kt. Zürich gegründete „Deutsche“ eintraten, durchlief ich die nächsten drei Jahre. Ich gewöhnte mich an die nun täglichen schriftlichen Aufgaben und das Einprägen der neuen französischen Wörter, das mir nicht so leicht fiel. Mehr interessierte mich die Naturkunde, besonders die Beobachtungen am Weiher und die Aufzucht von Seidenraupen, für welche die Maschwander jeden Morgen eine Heide voll Laub von den dortigen Maulbeerbäumen herschleppten. Auch die Weltgeschichte interessierte mich, und noch klingt mir der erste Satz aus dem Geschichtsbuch im Ohr: „Ewig heiter und blau wie der Himmel der Griechen, so war auch ihre Religion.“ 50 Jahre später war es mir vergönnt, diesen Himmel zu schauen!

Armbrust-Schiessen

Da wir nun zu den grossen Knaben im Dorf gehörten, durften wir in den nächsten 3 Jahren am sommerlichen Armbrustschiessen teilnehmen, was unser Selbstbewusstsein wesentlich hob. An schönen Sonntagnachmittagen wurden am Scheibenstand am Rand des Schulhausplatzes die schweren Holzbretter mit 50-Scheiben aufgestellt, auf die wir kniend auf 20m Distanz unser Pfeile abschossen, die auf einen Pfiff von Kameraden zurückgeholt wurden.

Im Sommer 1922 wurde ich mit Stolz Schützentröning und durfte am „Gäbentempel“ als schönstem Preis ein rotes Offiziersmesser auslesen (ein Jahr vorher eine Aluminiumfeldflasche!), das mir während Jahrzehnten diente: in der Rekrutenschule, um das schwere Soldatenmesser zur Inspektion zu öffnen und heute, nach 60 Jahren noch als Gärtnermesser!

Bauernarbeit

An freien Nachmittagen und in allen Ferien war unsere Familie weiterhin tätig auf dem Bauernhof im Oberdorf, im Sommer beim Weizen, im Herbst beim Obst- und Kartoffelauflesen. Mit 14 Jahren trug ich schon 20-kg Mestsäcke zuoberst in die Trotte und half beim Lehen der Petrollaterne die schweren, ratternden Mahlsteine drehen bis gegen 9 Uhr und dann noch den Most pressen, der süß in die Kannde rann.

Dort gab es auch Zeiten, wo wir ausgiebig unsere Freizeit genießen konnten.

Schlitteln

Schlittschuh wurde jedes Jahr der erste Schnee erwartet, der in jenen Jahren oft lange auf sich warten ließ und uns nur kurze Zeit beglückte. Unsere Mutter erzählte uns, dass sie in ihrer Jugend oft 4 Wochenlang hätten Schlittschuhlaufen (1890). So waren wir dann nicht mehr imstande zu halten, wenn es endlich einsehnte und der Schneepflug durch das Dorf fahren musste. Dann kamen alle Kinder mit ihren Schlittschuhen in die Schule, um in der verlängerten Pause

die Schulstrasse hinunter zu schlitteln unter dem
Warntuf "Acht!" = Acht, und nach der Schule bis in
die frühe Dämmerung an einem Berghang, der
heute ein sanfter Hügel ist! Die oft kommen wir
durchfrotten heim mit kalten Füssen in unseren
lockeren Kalbschuhen und mit von "Kuhnapel"
blauem Fingern! Später starteten wir dann beim
"unten Freudentberg" zur Fahrt das Dorf hinunter, und
in der Sekundarschule stiegen wir dann hoch übers
Dorf hinauf bis gegen die "Kand", von wo wir zu 4-6
auf mit Brettern verlängerten Schlitten auf vielen
Kurven durch das Dorf bis gegen den Bahnhof hin-
unterfahren, in gewagtem Tempo vorn von
Schlittschuhen gelenkt. Kein Wagen, kein Auto
war uns im Weg, nur die Postkutsche, resp. der
Postschlitten kratzte uns manchmal die schöne
Bahn auf.

Skifahren

Die ersten Skispueren, die über die verschneiten
Felder vom Dorf in die Höhe führten verfolgten wir
kleine Buben wegen der seitlichen runden Ländchen
wie die Fährte eines geheimnisvollen Wesens. Als wir
kirschend näher gekommen waren, erkannten wir
die Töchter des Pfarrers und des Dorfes, die in langen
Wolltröckern und Jacken, mit Haken bewaffnet, auf
langen Brettern in den Wald hinein spurrten.

Bald übernahmen wir näheres über diese neuen
Wintersportgewäbe und wetteiferten untereinander,
aus Hauben von zerfallenen Fässern, die wir glatt

schliffen und mit aufgenagelten Lederriemen an unsere Holzschuhe banden, gleitende Skier zu machen, die wir auf einem hügeligen Abhang ausprobierten. Mit Leife und Kegerwesten versuchten wir unsere Bretter auch bei Pappschnee gleitfähig zu machen. Stundenlang übten wir darauf bis zur Erschöpfung!

Meine ersten richtigen Ski erbettelte ich mir auf Weihnachten in der 1. Sekundarklasse. Aber schon am Silvester brach mir bei einem Sturz eine Skispitze in Splinter und konnte auch vom Schläger Schneebel nicht mehr repariert werden. So blieb mir das Skifahren für manche Jahre versagt, bis ich später in der vierten Seminarabteilung ein paar Leiski beziehen konnte für das erste Seminar-Skilager 1926/27 in Kospenthal. Mit Vaters Militärhosen und Schuhen und mit verknüpften Stricken um die langen Ski kam ich damals zum erstenmal auf St. Gotthard-Hospiz.

Baden

Unsere erste Badegelegenheit in der Primarschule hatte uns die "Schwelli" des Dorfbrunnens oberhalb der Kirche geboten, später der Kasebbach beim Kindlistein gegen Knonau, wo nächtllicherweise auch etwa die Erwachsenen hingingen, und dann der Paradiesweiher, den wir als höchste Prüfung mit heimlichem Grinsen überquerten. In der Sekundarschule war die "Horze" unterhalb Marschwanden das Ziel für unsere Badefreunden. Da konnte man sich herrlich auf den künftigen Lutern durch Schilf abwärts treiben.

Auf dem Heimweg kauften wir uns beim Bäcker ein mächtiges Stück Brot für 10 Rappen, das unsere Weissbrotesser köstlich stillte!

Vaters Velo (und von Autos)

Vater besass ein hohes, schwarzes Velo, das immer sauber geputzt im Keller stand. Er fuhr damit am Freitag in den Längerbund und alle 14 Tage in die Orchesterprobe nach Affoltern mit der Bratsche oder als Visitator auf früh 7 Uhr nach Kallikon!

In der 6. Klasse hatte ich bei einem Kameraden Velofahren gelernt. Als Sekundarschüler wagte ich manchmal schüchtern, über die Fürsprache Mutters, nach dem Velo zu bitten, um mit Kameraden zum Bad nach Merschwanden zu fahren. Aber immer musste das Velo bis auf Felgen und Speichen sauber geputzt wieder an seinem Platz stehen!

Auf gelegentlichen Ausfahrten mit Kameraden durchs Kantonauer Aund waren wir stolz, wenn wir ohne einen Nagel eingefangen zu haben heimkamen. Die Reifen flicken gehörte zu unserer stolz beherrschten Technik, bis dann die Nagelfänger dem Übel etwas abhalfen.

Die grössten Fahrten in der Sek. schule fuhren mich mit meinem Freund Ernst Weiss nach Wald zu meiner Grossmutter und in der 7. Klasse in zwei Tagen nach Ransanne mit Übernachtungen in der "Herberge zur Heimat" in Bern!

Nie hätte ich von einem eigenen Velo auch nur zu träumen gewagt, und noch in den Ferien im

Seminar, in meinen Andromater-Jahren und wäh-
 rend meinem Studium an der Universität bat ich
 meinen Vater um die Erlaubnis, sein Rad gelegent-
 lich benützen zu dürfen! Erst als Sekundarlehrer in
Uster leistete ich mir ein eigenes Velo, dafür
 dann aufwarten meines alten Kollegen Toller
 ein Maximales („denn nur das imponiere meinen
 Schülern!“) mit breiten Pneus und allen modernen
 Schikanen. Gegen Kriegsende verkaufte ich es und
 erwarb ein leichteres und eleganteres der Marke „Comdot“,
 eine Gelegenheit, um nochmals zu einem Paar Frauen
 zu kommen, die sonst nicht mehr erhältlich waren.

Dass ein mal ein Lehrer ein Auto besäße, dass
 ich selber einmal eines steuern würde, was mir
 damals unvorstellbar. Der Arzt Dr. Walther besass
 nach jahrelangen Krankenbesuchen mit einem
 Pferdezügeli und später mit dem Velo, die Arztstube
 an der Hauptstrasse, einen ersten kleinen, silbernen Ford,
 [ein „Lizzy“], Kirschhändler Vollenwider einen grossen
 und Eisenhändler Kubler einen ratternden Lastwa-
 gen mit Vollgummireifen zum Kohlenverfrachten.
 Mit Gartenbänken versehen und mit Tannenzweigen
 und Papierrosen geschmückt, diente er dem Mütter-
 oder Töchterchor für eine sonntägliche Blumenzugfahrt
 im Maien oder für eine Fahrt Richtung Zugeland
 oder sogar über den Klausenpass!

Spiel und Basteln

Wenn ich in der Sekundarschule meine Freizeit nicht in Schmechelheinis Schreinerverwerkstatt an der zweiten Kobelbank verbrachte, in der es im Winter so gemütlich warm war und nach Kobelspanern und Leim roch, bastelte ich daheim leidenschaftlich mit dem Meccano, den ich auf Weihnachten geschenkt bekommen hatte und erfand damit eigene Modelle, die selbst meinen Vater erfreuten, der sonst mit Lob und Anerkennung sehr zurückhaltend war! Da war auch noch ein schöner „Duker's Kleinbankkasten“, der Stolz meines Vaters, den er nur auf meine Bitte aus seinem Kasten herausgab.

Au einem trübem Winterachtmittag liess mich einmal meine Neugier unsern Luftbarometer demonstrieren und mir wurde heiss und bange, als ich gegen 4 Uhr mit den feinen Federn und Schraubchen noch Schwierigkeiten hatte beim Zusammenbau - wenn Vater vorher heim käme! Alle wecker verstand ich mit Geschick auseinander zu nehmen zu ölen und wieder zusammenzubauen und wurde dafür bewundert.

Trotz ständiger Mahnung meiner Mutter zog es mich immer wieder zu einem schwierigeren Schulkameraden, dem „Puthl“, Sohn eines Maurers, der in der Werkstatt seines Vaters bastelte und mit Lichtstrom spielte. Mit seiner „Nagelschmelze“ schlug er endlose Sicherungen durch! Er regte mich

aber an zu eigenen Experimenten, über eine Batterie von Wassergläsern Schwachstrom herzubringen und mit dem zu experimentieren. Aber auch dabei musste ich heimlich manche Sicherung mit Schokoladestaniol flicken!

In der 7. Sekundarklasse erfasste mich dann die Zauber der Elektrizität völlig. Ich baute galvanische Elemente aus alten Taschenlampenbatterien, experimentierte mit Kupfer und Zinkplatten und sah bezaubert kleine Lämpchen aufleuchten, sogar drahtlos durch einen elektrischen Funken über einen "Fritter" aus zwei Stricknadeln und Eisenfeilspäne dazwischen, wie ich es gelernt hatte in einem Vortrage über Marconis erste drahtlose Telegraphie.

Ein Korporal, Sekundarlehrer in Pfäffikon, der ein W.K. bei uns einquartiert war und abends am Familientisch mein Interesse bemerkte, schickte mir nachher ein 500 Seiten dickes Buch über Elektrizität (es hieß "Pohl" und war ein Standardwerk 1910), das ich gierig studierte und in mir den Wunsch weckte Elektro-Ingenieur zu werden!

Gerne hätte ich auch einen Fotoapparat besessen, wie er damals als kleine Box billig aufkam. Ich wagte aber den Wunsch nicht anzubringen und beschloss, selber nach einem Bastelbuch eine "camera obscura" zu bauen aus einer Zigarrenkiste, die ich auf die Brennweite eines Brillenglasses verkürzte und mit einem Schieber und einer

Kassette für lichtempfindliche Platten von $4\frac{1}{2} \times 6$ cm
 versah. Diese und die Tageslichtpapiere sowie die
 nötigen Chemikalien bezog ich in der Drogerie Affoltern.
 Für die unterem Fenster dem Sonnenlicht hergestellten
 ordentlichen Kopien erntete ich von Mutter und
 meinen Geschwistern entsprechende Bewunderung.

Musikalisches

Mein Vater war musikalisch und wie seine
 Generation Wagners Musik zugetan, von der er
 mehrere Bände als Klavirauszug besass und
 daraus spielte. Sein Hauptinstrument war jedoch
 die Violine, deren Spiel ihm ein entfernter Vetter
 in seiner Walder Heimat beigebracht hatte, der am
 Festtagen zum Tanz aufspielte. Im Seminar
 Küssnacht (1899-1903) wurde er weiter ausgebildet
 und hatte nach der Schule oft noch Violinstunden
 daheim in unserer Gasse. Im Orchester Affoltern
 spielte er Bratsche. Als zweites Instrument hatte
 Vater im Seminar Klavier gelernt und später Orgel
 in Organistenklassen. Jede Woche stand er abends
 von 8-10 Uhr in seinem Schulzimmer als Dirigent
 des Männerchores oder des Gemischten Chores für eine
 bescheidene Entschädigung von 100.- Franken, ^{im Jahr} von
 denen Mutter behauptete, sie würden nicht einmal
 den anschliessenden obligaten Wirtschaftsbesuch
 im "Rösli" decken!

Und Sonntag für Sonntag, jahraus, jahrein spielte
 Vater die Orgel im Gottesdienst von 9-10 und in der
 Kinderlehre von 10-11 Uhr, nur gelegentlich abgelöst.

Am Samstagnachmittag ging er über und dann zu einem Tass ins Rösli bis zum Nachessen. Gelegentlich durfte ich als kleiner Bub ihn begleiten und stieg mit Ehrfurcht und heimlicher Angst die dunkle Improventreppe hinauf zur Orgel. Mit einem Rad am Quertisch konnte eine Wasserturbine aufgedreht werden, die tief unten in einem Schacht tauchte und ihre Kraft mit einem langen Lederriemen zu einem grossen Blasbalg im "Kirchenhimmel" dorthin transportierte. Etwa um 1920 wurde die Wasserturbine durch einen Elektromotor ersetzt. Wenn etwa am Sonntagmorgen für weitere Installationen im Dorf der Strom abgestellt war, durfte ich im Sekundarschulalter mit einem Kameraden in den Kirchenhimmel hinaufsteigen und dort auf ein Glockenzeichen hin mit einer Kurbel den Blasbalg in Betrieb setzen. Dazwischen staunten wir, uns halt fürchtend, wenn von unten gedämpfte die Worte der Predigt heraufdrangen, vor dem Riesendach der Kirche und den Steinmassen über dem Chorgewölbe.

So mit 11 Jahren erhielt ich von meinem Vater den ersten Klavier-Unterricht. Irgendwie hörte ich ein mal, dass ich für Geige zu wenig musikalisch wäre! Ich fühlte mich auch nicht Leidenschaftlich zur Musik hingezogen, und die tägliche Übungsstunde, während meine Kameraden draussen spielten, war mir eher eine Qual, und endlos musste meine Mutter mahnen und sagen: „Hast du schon geübt?“

Vor der Stunde mit Vater hatte ich meistens Angst.
 Er hatte abends nach Schulschluss nicht viel Geduld
 und war wohl auch müde von seinen 70 Schülern
 in 3 Klassen. Gut manches Mal sangen die Noten
 zwischen den Linien durch meine Frauen hindurch!
 Später nahm sich dann Frau Frauenfelder meiner an,
 und weitere Stunden hatte ich bei Fräulein Kothorhaus,
 die beide nachsichtiger waren mit meinen beschränkten
 Fähigkeiten. Immerhin batem mich Nachbarn,
 nicht immer die Fenster zu schliessen beim
 Üben; es löne so schön herunter! Noch brachte
 kein Radio Musikklänge in die werttägliche
 Stille des Dorfes.

Junger Vikar

In meiner Sekundarschulzeit war mein Vater
Visitator, und wenn er den ganzen Tag auf Schul-
 Besuch war, durfte ich ihn mehrere Male vertreten.
 Mit grösster Selbverständlichkeit akzeptierten mich
 die 6-Klässler und auch die 7.8.-Klässler, meine
 ehemaligen Kameraden, als ihren Lehrer, der mit
 ihnen Lesen und rechnen betrieb und die Kette
 mit ihren stillen Beschäftigungen einzog und
 Heimtung. Disziplin war eine Selbstverständlichkeit!
 Diese Selbstverständlichkeit aufzubauen und
 zu pflegen blieb mir für mein ganzes Lehrerleben und
 was mir eine tiefe bis zur letzten Schulstunde. Erst
 dann begann das Gerede und der Geist der Antiautorität
 zu blühen und die jungen Lehrer zu verunsichern.
 Sie begannen um die Gunst der Schüler zu buhlen,

kameradschaftlich sich anzubieten, indessen die Schüler im „Rosen Schülerbüchlein“ lasen, wie man den Lehrer „himmeln“ kann – und dann den Kosporat, den Leutnant, die Regierung – und dann den Staat (1950!)

Berufswahl

Keimlich träumte ich immer, einmal Elektro-Ingen. zu werden. Mein Vater liess auch den mitdefinierten von der Industrieschule (Oberrealschule) kommen. Als Berufsziel schrieb er „Lehrer“, womit ich auch einverstanden war, da Ingenieur ein langes Studium am Polytechnikum verlange. Ich könnte das immer noch anstreben.

Eine Unterredung mit meinem Sekundarlehrer Frauenfelder bestärkte mich dann, auf den Lehrerberuf einzutreten, und er riet mir, in diesem Fall ins Seminar Kusnacht einzutreten. Ob er meine unsichere mathematische Vorbildung im Auge hatte oder fand, dass für mich der Wegzug aus der Familie besser sei, weiss ich nicht. Auf alle Fälle war der Entscheid gut! Ich hatte Freude am Seminar und Begabung zum Unterrichten und konnte mir in den Jahren, die Ingenieure weniger verdienen als junge Lehrer, das Geld für mein späteres Sekundarlehrerstudium verdienen. Es war die Zeit der grossen Arbeitslosigkeit in den Dreissiger Jahren.

Vorbereitung auf die Seminarprüfung.

In der III. Sek. Klasse bildeten wir uns weitgehend autodidaktisch aus. 2 Knaben und 2 Mädchen

Besuchten noch das freiwillige 9. Schuljahr und saßen hinten im Zimmer einer 20-köpfigen 1. Sek.-Klasse. Der Lehrer hatte wenig Zeit für uns!

Französisch Am Morgen sammelte der Lehrer die Exercise-Hefte der 1. Klässler ein und legte sie uns 3. Klässlern auf den Tisch. Die meisten korrigierte ich, indessen mein Freund etwa sträunte oder las. Nachher hatten wir eine Lektüre vorzubereiten, über die uns der Lehrer in den letzten 5 Minuten etwas abfragte und etwas Grammatik anknüpfte.

Rechnen Tagelang lösten wir Algebra-Aufgaben, und wenn das Heft voll war, schickte uns der Lehrer hinüber ins Arbeitsschulzimmer mit dem Lösungsschlüssel, um unsere Ergebnisse zu vergleichen.

Da hatten wir reichlich Gelegenheit für Alloteria mit den Mädchen! Hier spielte sich auch unser

Physikunterricht ab. In der Elektrizitätslehre war ich „durch“, und mit einem H. Baukasten durfte ich mit meinen Kameraden Modelle basteln, die Elektrifiziermaschine betreiben und mit ihren Funken aus den Kondensatoren den Mädchen Schrecken einjagen!

Botanik u. Zoologie Diese Fächer hatten wir nicht systematisch gehabt, und so legte mir mein Lehrer die beiden dicken Bände „Schmeil“ hin zum gründlichen Studium und fragte mich in einigen abendlichen Privatstunden über meine Kenntnisse ab. Geprüft wurde ich dann im Seminar mit dem dritten Realfach über griechische Geschichte!

So vorbereitet begab ich mich an einem dunklen Wintermorgen im Februar 1923 auf den 05.15 Zug, der die Arbeiter in die Stadt führte und lief zum ersten Mal allein die dunkle Bahnhofstrasse hinauf, von wo ich mit einem Dampfboot nach Küssnacht fuhr. Wegen grosser Kohlennot gab es nur wenige Zugverbindungen.

Als schones Landbübchen in kurzen Hosen soll ich über das Seminarbrücklein getreten sein, erzählten mir später meine gewandteren Zürcher Schulkameraden. Immerhin schloss ich die Prüfung mit dem 7. Rang ab im Numerusclausus von 20; nach 4 Jahren dann mit dem dritten.

Sekundarschulexamen

Nach alter Tradition wurde das Examen der Grossen mit einem Mittagessen im „Rössli“ (Hôtel du Cheval blanc stand auf dem Schild!) gefeiert. Alle Schüler mit Lehrern, Schulpflegern und dem Pfarrer als Präsident sassen gemeinsam im grossen Saal und wurden bedient. Wenn ausschliessend die Herren ihre Zigarren und Stumpfen anzündeten, war es an diesem einen Tag auch den Schülern gestattet, eine Zigarette zu rauchen und am offenen Fenster wichtig zu tun vor den kleineren Primarschülern im Hof unten, denen man „Feuersteine“ hinunterwarf, wie es bei einer Hochzeit Sitte war. Bei Musik, Tanzspielen und allerlei Liebeleien verflogen die Stunden, indessen sich Lehrer und Schulpfleger zu einem Fass in die untere Wirtstube bezogen.

Konfirmation

Während der 3. Sekundarklasse hatte ich den Konfirmantenunterricht besucht für verfrühte Konfirmation; im Sommer morgens 5-7 Uhr in der kalten Kirche, im Winter abends 5-7 im Nähschulzimmer bei Pfr. Kägi, einem fein gebildeten, gediegenen Herrn. Er kam mir seltsam vor, als ich ihn einmal statt im schwarzen Kleid mit Rucksack und Bergschulter am Bahnhof warten sah! In Diskussionen gegen Ende des Unterrichts meinte ich einmal argumentieren zu müssen, dass doch Gott in der Unendlichkeit der Sternwelt keinen Himmelraum für sich mehr hätte. Ich hätte über Kaeckels Entwicklungsgeschichte und seinen Marxismus auch schon Darwins Abstammungslehre gelesen und mit meinem Freund darüber philosophiert. Mein Konfirmationspruch

"Des Menschen Berg schlägt seinen Weg an,
doch Gott lenkt seine Schritte."

traf mich damals wie ein mahnender Fadel; ich bin aber heute demütig und dankbar zugleich von seiner tiefsten Wahrheit voll überzeugt.

Drei Uhren haben mich durch mein Leben begleitet:

zur Konfirmation erhielt ich von meinem Götti eine gute Taschenuhr (52. Fr.)
zum 20. Geburtstag schenkte mir meine Mutter eine silberne Omega-Uhr
zum 50. Geburtstag schenkte mir Berti eine goldene Automat. Omega-Uhr
und alle gehen noch! (1983)